

Juden waren auch Müller, Bäcker, Händler und Kneipiers. Juden waren die Bürger von Krosno.

Der Baedeker-Reiseführer erwähnt die Pfarrkirche aus dem 14. bis 16. Jahrhundert mit barockem Inneren, den massigen Glockenturm, auch die Franziskanerkirche, ebenfalls gotisch, und die barocke Kapuzinerkirche. Die Synagoge erwähnt er nicht. »Heute bildet Krosno ein gutes Beispiel für den wiederum unter deutscher Führung erfolgenden neuen Aufbau der Städte des Generalgouvernements.« So steht es in dem Reiseführer. Es ist die Ausgabe von 1943, in der hinter Städten wie Krakau im Klammern vermerkt ist: »jetzt judenfrei«. Und über Orten in der Region Jaslo und Krosno steht: »ehemals Hochburg des Judentums«.

Bürger von Krosno, die man heute nach der Synagoge fragt, wissen nicht mehr, wo sie einmal gestanden hat. Es leben keine Juden mehr in Krosno, die Auskunft geben könnten. Ein paar Schritte vom Marktplatz, die Gasse in Richtung Süden, öffnet sich ein großer Hof zu einer Schule. Darin hatte die Wehrmacht 1939 Quartier gemacht. Wo es heute wieder nach Bohnerwachs riecht und Pausenbrot, saßen deutsche Soldaten an den Pulten, planten, lehrten und verwalteten den Krieg. Nach Westen hin ragt die alte Schule wie eine Festung über dem hier steil abfallenden Stadthügel. Es war, strategisch gesehen, ein guter Ort für Krieger.

Als Sylvin Rubinstein nach Krosno kam, liefen viele Krieger durch die kleine Stadt. Es war eine Welt der Uniformen. Sylvin Rubinstein, der die Warschauer an ihrem Schneider und die Berliner an ihren Moden erkannte, hatte auch den Blick für Schulterklappen, Wappen und Streifen geschult. In der kleinen Stadt auf der Straße zum Dukla-Paß hatte die Sicherheitspolizei ein Grenzpolizeikommissariat »Greko« eingerichtet. Das Dienstgebäude der Sipo war ein requiriertes Internat am Stadtrand, »Bursa« genannt. Im Keller befanden sich Zellen.

Zur Sicherheitspolizei gehörte die Gestapo. Diese Polizisten steckten in der grauen Felduniform der SS. Gelegentlich gingen die SS-Männer in Schwarz. Das war die Ausgehuniform mit dem Totenkopf auf der Mütze. Manchmal aber kamen sie in Zivil. Dann mußte man besonders aufpassen.

Auch die deutsche Kriminalpolizei ging in Zivil. Sie war ebenfalls Teil der Sicherheitspolizei. Die blauen Uniformen gehörten der pol-

nischen Polizei, die nach Kräften half, die deutsche Ordnung aufrechtzuerhalten. Wenn die blauen Polizisten Juden entdeckten, die sich irgendwo versteckt hatten, weil sie nicht aus Krosno waren, oder aus anderen Gründen um ihr Leben fürchteten, dann übergaben die polnischen Polizisten diese an die Kollegen der Gestapo, wo sich einer fand, der die Juden in einen Hof führte und erschoss. So berichten es Zeugen aus Krosno. Andere berichten, daß polnische Polizisten sie nicht verrieten.

Die deutsche Ordnungspolizei und die Gendarmerie auf dem Lande trugen grün. Die schwarze Montur der »fremdvölkischen« Sonderpolizei waren eingefärbte Uniformen der polnischen Armee. Diese trugen jetzt die Ukrainer. Es gab aber auch ukrainische Polizeiuniformen mit großen Mützen. Auch in den Anstalts- und Sonderpolizeien waren Ukrainer. Sie halfen, die zwei großen Kriegsgefangenenlager in den Nachbarorten Szebnie und Rymanow zu bewachen, in denen russische Soldaten verhungerten. Die mit der Raute am linken Unterarm mit silbernem Rand und einem SD darin waren Polizeibataillone, die für größere Mordaktionen von außerhalb anrückten.

Die Befehlsstelle des Zollgrenzschutzes in Krosno, der fünf Zollgrenzkommissariate unterstanden, hatte wieder andere Uniformen. Ihr oblag die Grenzsicherung zur Slowakei, Ungarn und der südlichen Demarkationslinie zur Sowjetunion, die, als Rubinstein nach Krosno kam, eine weit nach Osten geschobene Front war. Eine deutsche Post mit ihren Uniformen gab es selbstverständlich auch.

Der Schrecken hatte nicht nur Uniformen. In der Kleinstadt hatte er Namen und Gesichter: Da war allen voran Gustav Schmatzler, SS-Hauptscharführer. Mit seinem feisten Gesicht war er die Karikatur des brutalen Nazis. Dabei war er den Nationalsozialisten nur zugehört, angelockt von Gewalt und Macht. Erst mit der Blitzkarriere in Polen trat der Polizist in die Partei ein, als achtmillionenachtundertvierundneunzigtausendundsechstes Mitglied. Das war seine Mitgliedsnummer: 8 894 006.

Schmatzler war ein Spaßvogel. Ein altes Foto zeigt ihn lachend auf einem Holzfahrrad mit kleinen Leiterwagenrädern, auf dem man sich mit dem Fuß vorwärts stößt. Das sah lustig aus, denn Schmatzler wog immerhin zwei Zentner und war nur 170 groß. Auf einem älteren Foto, das seine Frau aufbewahrte, hatte er weiche, dunkle Augen.

Oskar Becker war knochig wie der Tod. Er war dort, wo Schmatzler war. Und er war der Tod. Becker trug die Pistole mit dem schlanken Lauf und dem großen Magazin lose in der Tasche, ohne Halfter. Eine Walter, Kaliber 7,65 Millimeter. Mit ihr spazierte er durch die Straßen.

Elstera Engelhardt war jung und wollte nicht mehr eingesperrt sein. Sie hatte sich lange auf dem Dachboden versteckt. Äußerlich schien sie dem Idealbild der Arierin zu entsprechen. Sie war hellhäutig und modisch gekleidet. Becker hatte sie erkannt. Er winkte sie heran, befahl ihr, sich umzudrehen. Dann legte er ihr den schlanken Lauf an den Kopf und schoß.

Becker schoß beim Spaziergehen, so nebenbei. Er legte Menschen den Lauf in den Nacken und drückte ab. Er schoß jeden Tag.

Tolba Pineles war gerade zwanzig, auch Malka Friedman und Chaya Trenscher waren in dem Alter, als der Mann von der Gestapo sie auf der Straße traf und hinrichtete. Unter den Juden sprach sich schnell herum, daß die Gestapo am liebsten junge Frauen tötete. Becker erkannte immer Jüdinnen auf der Straße. Er hatte einen in langen Jahren geübten Blick.

Der Knochenmann war einmal Schneider gewesen, bevor ihn der Nationalsozialismus aufgesammelt hatte. Aufgewachsen bei Posen hatte er sich glücklos in Lemberg als Geselle versucht, war dann in Warschau als Bügler bei einer Reinigung untergekommen. Im Schneidergewerbe gab es viele erfolgreiche Juden.

Jetzt in Krosno wurde der Schneider mit der scharfen Nase von den Menschen mit »Pan« angesprochen, das heißt »Herr«. Das war seinem Bruder aufgefallen, der ihn einmal in Krosno besuchte. Die Beckers waren früher nie mit Pan angesprochen worden, dort wo sie herkamen.

Einer der Kriminalpolizisten erinnerte sich später, Becker, Dolmetscher der Sicherheitspolizei ohne Rang, habe weder richtig Deutsch noch gut Polnisch gesprochen. Das war auch nicht nötig. Viele Juden in Krosno sprachen gut Deutsch. Jetzt sagten sie »Herr« zu dem Volksdeutschen, weil sie leben wollten.

Becker ist Vater geworden in Krosno. Er hat seine polnische Freundin geheiratet. Das junge Paar hat ein Kind bekommen. Später, in der Bundesrepublik, hat Becker eine neue Frau gefunden. Sie hatte eine gute Stellung in einem Ministerium in Bonn.

Ludwig von Davier, SS-Oberscharführer, mit einem Schildkrötenmund und großer Brille, war Schmatzlers Stellvertreter. Er war schlank, immer elegant und gekämmt, eine gepflegte Erscheinung in Uniform und auch in Zivil. Er erwähnte gelegentlich, mit zwiespältigem Stolz, daß die Mutter seiner Frau die polnische Gräfin Dzieduszycka war. Geschont hat er deshalb niemanden. In Krosno nannten ihn die Menschen den »Handschuhmörder«.

Auch Davier zog schnell und aus der Hüfte. Er konnte auch zielen, ohne die Pistole aus dem Halfter zu nehmen. Manchmal schoß er, weil es sein Vergnügen war. Er betrat seine Stammkneipe und feuerte dem polnischen Wirt dicht über den Kopf hinweg. Dann lachte er. Er wollte nur sehen, ob der Pole zuckt.

Daviers Frau war auch in Krosno, auch seine Kinder. Daran erinnert sich der polnische Arzt, der sie behandelt hat. Zeugen berichten, wie Davier jüdische Kinder Aufstellung nehmen ließ, um sie vor den Augen ihrer Eltern mit seiner Pistole hinzurichten. Dann erschoss er die Eltern.

So etwas meinte von Davier nicht persönlich. Es war Teil einer großen Aufgabe, der er sich hingab. Und war er nicht eigentlich gnädig? Er hätte ja auch zuerst die Eltern vor den Augen der Kinder erschießen können. Seinen Leibjuden Weißenberger, mit dem er oft zusammen getrunken hatte, warnte er vor der bevorstehenden Verhaftung. Was dem aber auch nichts nützte. Auch er wurde gefangen und ermordet.

Nur einmal hatte es eine Irritation gegeben, als er den Direktor Engeling von der Ölraffinerie der Nafta abknallte. Engeling war Deutscher. Ein Arier. Das Unternehmen hatte in Krosno Ölpumpen stehen. Engeling hatte, betrunken und verzweifelt, mit seiner Waffe auf ein Hitler-Bild angelegt, nachdem er erfahren hatte, daß sein Zuhause in Deutschland von einer Bombe zerstört worden war. Das bestrafte Davier mit dem Tod aus der Hüfte. Deutsche Direktoren aber durfte man auch in Krosno nicht einfach so niederstrecken. Davier wurde versetzt. Aber der Ärger mit den übergeordneten Dienststellen hielt nicht lange an.

Georg Weiss, ein Kriminalangestellter und SS-Unterscharführer mit den starken Augenbrauen, arbeitete als Fahrer. Zwischenzeitlich wurde er an die Einsatzkommandos 11a an der Krim verliehen. Dort fuhr er Lastwagen, bei denen die Abgase in den Laderaum geleitet

wurden. Die Juden, die darin erstickten, hätten sich in die Hose geschissen. Das erzählte er danach seinen Kameraden in Krosno. Der Metzgermeister war auch dabei, als sie in Krosno die Kinder bei der Scheune erschossen, eines nach dem anderen.

Nach dem Krieg sattelte Weiss auf das Bäckerhandwerk um. Der Metzger konnte kein Blut mehr sehen. Nicht wegen der Kinder in Krosno, die sie erschossen. Wegen seiner Mordtaten beim Einsatzkommando in Rußland. Grausamkeiten lassen sich beliebig steigern.

Über all das gibt es Akten. Sie liegen bei der Staatsanwaltschaft in Ludwigsburg. Becker wurde in den sechziger Jahren wegen vielfachen Mordes zu einer lebenslänglichen Haftstrafe verurteilt. Schmatzler war kurz nach dem Krieg von polnischen Polizisten aus seiner Wohnung in Deutschland abgeholt und in Polen aufgehängt worden.

Für Juden war es wichtig, diese Gesichter und Namen der Gestapo von Krosno zu kennen, es konnte entscheiden über Leben oder Tod.

In der Zivilverwaltung arbeiteten hauptsächlich Österreicher. Sie organisierten zuerst den Raub und dann den Massenmord.

Der Ort also, an den Rubinstein ging, war kein guter Platz für Juden. Aber es gab keine guten Plätze mehr für Juden in Polen.

Auf der anderen Seite des großen Marktplatzes, nur ein kleines Stück die Straße entlang, an dem wuchtigen Glockenturm vorbei, lag an der Straßengabelung das Gasthaus Deutscher Hof. Im Sommer standen Stühle und Tische vor der Tür. Es war oft laut dort. Aber welcher Nachbar hätte sich beschweren mögen? Die Saufgelage der Gestapo waren legendär.

Dem Deutschen Hof vis-à-vis, dort wo die Straßengabelung ist, standen vor einem Hausdurchgang Juden auf dem schmalen Gehweg und warteten. Manchmal warteten sie stundenlang, im Winter im Schnee, im Sommer in der Sonnenglut. Sie standen stoisch dort, und der Pulk wurde größer, weil immer mehr Juden aus dem Hauseingang strömten. Bis sich dann endlich einer der SS-Männer aus dem Gasthaus bequeme und sie gnädig hinüberwinkte. Dann durften sie schnell über die Straße laufen, zu ihren Verwandten und Freunden, zu ihren Läden.

In dem Hausdurchgang ist heute ein Kiosk. Aber das Kopfsteinpflaster darunter verrät die alte Passage. Dahinter, wo jetzt Wäscheleinen gespannt sind, fällt der Stadthügel ab. Rubinstein erzählt, daß

die Juden immer den Stadthügel hinaufklettern mußten, obwohl es doch auch eine Straße gab.

Der Deutsche Hof war ein Stammlokal der Gestapo. Das Haus, in dessen Erdgeschoß das Lokal lag, hatte der Familie Taubenfeld gehört. Es war ein neu gebautes Mietshaus mit Balkonen. Die Taubenfelds wohnten jetzt gegenüber, über der Gaststätte von Niepokoy. Auch dort zechten Schmatzler, Becker, Davier und Weiss. Wenn sie dann betrunken waren, so erinnert sich Maria Taubenfeld, stiegen sie gelegentlich zu den Taubenfelds hinauf, klauten Kaffee oder Tee und schlugen ihre Eltern.

Auch die Männer von der Organisation Todt und viele Zivilisten kamen auf ein Bier im Deutschen Hof vorbei, dort wo die Juden gegenüber auf dem Gehweg warteten. Die Stuttgarter Baufirma Kirchhoff baute Straßen in der Region. Die Juden von Krosno schleppten dafür Steine.

Die neuen Straßen sollten zu einem Führerquartier führen, einer zweiten Wolfschanze. Es blieb eines der wenigen Unternehmungen in Krosno, das die Nazis am Ende nicht mehr durchführten. Um die 3000 Deutsche arbeiteten damals in der Region für die Ascania-Werke, so der Tarnname für den Kommandobunker in der Nähe des Ortes Strzyzoe.

Da so viele Deutsche in Krosno lebten, füllten sich die Akten der Polizei mit Sittlichkeitsverbrechen. Diese Ermittlungen, so behaupteten die Beamten der Kriminalpolizei nach dem Krieg vor Gericht, machten neben der Partisanenbekämpfung den wesentlichen Teil ihrer Tätigkeit aus. Die Vernichtung der Juden dagegen habe zum Aufgabenfeld der Sicherheitspolizei gehört.

Die Notzucht gehörte zu den verbotenen Verbrechen. Nicht wegen der Opfer. Wegen der Täter. Vergewaltigungen galten als Rassenschande. Ein anderes verbotenes Verbrechen war die Ausplünderung der Juden aus Eigennutz. Das Raubgut sollte dem ganzen deutschen Volke gehören. Aber Gestapo-Chef Schmatzler vergaß über seiner Gier oft die Amtspflichten. So erinnerte man sich in Krosno wenigstens einer positiven Eigenschaft des Dicken: Er war bestechlich.

Die private Bauindustrie und die SS arbeiteten gut zusammen. Woher hätte die SS auch alle die Lastwagen nehmen sollen für den reibungslosen Abtransport der Juden? Die Privatwirtschaft half auch mit Baumaschinen aus, um die Massengräber zuzuschütten. Aber

das geschah erst später, als Rubinstein Krosno verließ, im Spätsommer 1942.

Die Juden von Krosno lebten nicht im Getto, als Sylvin Rubinstein im Herbst 1941 in der Limousine des Majors Kurt Werner das erste Mal in die Kleinstadt fuhr. Am Stadtrand, in den alten Häusern, die dann Getto genannt wurden, wohnten ungefähr hundert Juden, die aus Lodz hierherschleppt worden waren. Sie waren die Elendsten unter den Elenden. Andere Juden waren in einem Lager beim Flugplatz. Sie arbeiteten für die Heeresflugstaffel, die in Krosno stationiert war.

Gleich am Schultor, auf der anderen Gassenseite, wo der kleine Laden für Kurzwaren war, werden heute Schreibwaren verkauft. Der Laden gehörte einer Dame, die Rubinstein »Frau Regina« nannte. Damals hätte man nicht zu erwähnen brauchen, daß es ein jüdisches Geschäft war. Fast alle Geschäfte in Krosno waren jüdisch, und in den zweistöckigen, gutbürgerlichen Laubenhäusern um den Marktplatz wohnten zumeist Juden. Als sich Sylvin Rubinstein, nach mehr als fünf Jahrzehnten nach Krosno zurückgekehrt, in einem Laden am Markt danach erkundigt, erschrecken die Inhaber. Auch in Polen gibt es eine Debatte über Rückgabe und Entschädigung. In einem Geschäft sagt eine junge Verkäuferin: »Gut, daß die Juden alle weg sind.«

Krosno ist auch heute kein guter Ort für Juden. Als Rubinstein in seinem schwarzen Anzug und seinem schwarzen Hut über den Platz geht, entdecken ihn ein paar Jugendliche. Sie tragen Turnschuhe und Muscleshirts. Einer sagt: »Sieh mal. Da ist ein reicher Jude aus Amerika. Kommt, wir hauen ihm eine rein.«

Sie schleichen sich an. Aber sie lassen ab, als sie bemerkt werden. In einer Kleinstadt wird jeder wiedererkannt. Heute könnte es Ärger geben, wenn man einen Juden verprügelt.

Die Stadt Krosno hatte damals, als die Wehrmacht kam, 13 000 Einwohner, von denen vielleicht 5000 jüdischen Glaubens waren. Ungefähr genauso viele Bürger waren polnische Katholiken, außerdem lebten noch Ukrainer in der Stadt und einige wenige alteingesessene Deutsche. Es gibt noch andere Zahlenangaben. Danach waren 10 000 Bürger Krosnos Juden.

Rubinstein hat früher oft in dem Laden bei Frau Regina gestanden, zusammen mit anderen Juden. Er hatte ihnen geraten: »Geht

nach Bulgarien, der Zar hat versprochen, wer die bulgarische Erde betritt, ist ein Bulgare.« Sie hatten lange diskutiert in dem kleinen Laden mit Blick auf den Wehrmachtshof. Und einer sagte: »Wenn ich ein Ponim hätte wie du, dann hätte ich schon lange einen Satz gemacht.« Aber er hatte keine Nase, die ein Doktor Wolfenberger in Lemberg operiert hatte. Er trug noch immer seinen Bart, der ihn als Juden verriet, wie ihn kein Gesicht hätte verraten können. Und Rubinstein, der das Ponim hatte, konnte keinen Satz machen, weil er auf Maria wartete, auf die Mama, Sala und die Kinder. »Die ganze Zeit habe ich immer nur gedacht, wann kommt Maria.«

Viele Erinnerungen drehen sich um den kleinen Laden von Frau Regina. Über dem Geschäft, in einer Wohnung, saß manchmal Major Werner. Von hier konnte er durch das offene Fenster das Soldatenleben auf dem Schulhof überblicken. Seine Männer riefen immer wieder irgend etwas von der Straße zu ihm hinauf. Von dem Haus bröckelt heute der Putz.

Zu seiner Wohnung ging Werner die kleine Steintreppe den Schulberg hinunter. Dort stand die Villa Piasetzki, die große gelbe Stadtvilla, in der zwei Lehrerinnen lebten, aus Danzig. Sie trugen ihr Haar zu einem Knoten gebunden. Im ersten Stock wohnte der Major. Die Wohnung hatte einen Balkon, auf dem Rubinstein oft Stunden in der Kälte gewartet hatte, wenn Werner Damenbesuch bekam. Auch die Villa Piasetzki steht noch dort. Heute haben darin Rechtsanwälte ihre Kanzleien.

Auf der linken Seite des Schulgebäudes, dem zur Villa gewandten Teil, lagerten im großen Klassenzimmer die Vorräte. Und auch andere Waren. »Alles geraubt«, hatte Werner zu Rubinstein gesagt. Er hat ihm die Schlüssel gegeben. Das ist eine Geschichte, die Rubinstein gern erzählt, weil er dann lachen kann.

Es war Nacht gewesen. Er schlich sich in den Vorratsraum, riß das Fenster auf und warf die Säcke hinunter. Sie fielen tief. Tee war darin, und Mehl. Das Gras ist weich, so platzten die Säcke nicht auf. Unten standen andere, die schleppten sie um die Schule herum, dort entlang, wo der Hügel zur Straße steil abfällt. Sie schafften sie in ein Fenster, das ebenerdig liegt. Von dort holten wieder andere die Säcke ab.

Das Fenster ist heute immer noch da. Sylvin Rubinstein ist den Weg durch das hohe Gras noch einmal gegangen. Auch den Einstieg

zu einem Geheimgang hat er dort wiedergefunden. Gehen konnte man in dem Schacht nicht. Es sieht aus wie ein Kanalrohr. Dadurch, sagt Rubinstein, konnte man bis zum Marktplatz gelangen. Damals waren die Menschen bereit, durch alles zu kriechen. »Es war eine Hungerzeit«, sagt Rubinstein.

Die Juden waren enteignet, aber standen weiter in ihren Läden. Sie hatten jetzt Überwacher bekommen, die kontrollierten, was für welchen Preis über den Tresen ging. Diese neuen Inhaber waren immer Ukrainer, die jetzt Verbündete der Deutschen waren. Ukrainer saßen auch in Amtsstuben. Ein Jude konnte Glück haben mit seinem Ukrainer und hielt ihn sich mit ein paar Zuwendungen vom Hals. Die meisten hatten kein Glück. Nur die Ukrainerin im Tapetenladen, erinnert sich Rubinstein, half den Juden, wo sie konnte. So ging über den Tresen des Tapetengeschäfts so manche Ware, die sonst woanders gehandelt worden wäre. Deshalb war Rubinstein häufig im Tapetengeschäft.

Der Marktplatz von Krosno hatte an einem frostkalten Tag voller Pelze gelegen. Die Juden hatten sie vor die Tür gelegt, damit die Soldaten der Wehrmacht nicht frieren, in ihrem Kampf gegen den Bolschewismus. Das war im Winter 41/42. Die SS-Männer sammelten die Mäntel, Mützen, auch die eine oder andere Stola ein. Dann stürmten sie durch die Häuser, und wo sie noch Pelze fanden, führten sie die Juden aus den Wohnungen zu einem Platz. Von dort waren dann Schüsse zu hören, und die Abgeführten kamen nicht zurück. »Pelzaktion«, nannten das die Deutschen. Sie zog sich über ganz Polen. In Krosno lagen die Pelze noch lange in einem Lager neben dem alten Rathaus auf dem Marktplatz.

Frau First, die ein Lebensmittelgeschäft hatte, mochte sich von ihrem Muff nicht trennen. Becker, der Dolmetscher, hat ihr in den Hinterkopf geschossen. Denn Juden, die jetzt noch in einem Pelz gesehen wurden, wurden auf der Stelle hingerichtet.

Juden durften auch sonst abgeknallt werden in Krosno.

Nicht immer waren die Bestien an ihrer Uniform zu erkennen. Ein Beamter der deutschen Post ging durch die Straßen, um Kinder zu schießen. »Nicht SS, nicht Wehrmacht«, versichert Rubinstein, »er hat gearbeitet bei der Post.«

Das war das Krosno, um das Rubinsteins Erinnerungen kreisen.

Es ist Nacht, eisige Winternacht. Wenn Rubinstein von dieser Nacht erzählt, geht er in seiner kleinen Küche auf und ab, er zieht die Schultern zusammen, so daß der Kopf in seinem Mantelkragen versinkt, er haucht die Fingerspitzen an und reibt die Knöchel. Schnee knirscht unter den Sohlen. Er hat den Grabsteinen weiße Hauben aufgesetzt. Kaninchen laufen im Mondlicht. Er erschrickt. Ein Rascheln. Blitzschnell springt der alte Tänzer hinter den Türrahmen zum Korridor, der damals ein Grabstein war. Er kauert. Ein Reh vielleicht? Es ist wieder still. Kein Licht, keine Stimme. Wieder das Rascheln. Herzklopfen. Rubinstein bebt. Aber Deutsche rascheln nicht, sie lärmen. Das Geräusch kommt von den Tannen her. Rubinstein pirscht vorsichtig heran.

Er sieht in große, ängstliche Augen, dunkle Augen. »Jiddische Äugelein«, sagt Rubinstein. Unter der Tanne hocken zwei Kinder. Es sind Bruder und Schwester.

Eine Limousine fährt vor, der Motor läuft weiter, die Scheinwerfer gehen aus. Sylvin und die Kinder hocken unter der Tanne. Eine deutsche Stimme, der Kegel einer Taschenlampe. Das Friedhofstor mit dem Davidstern wird aufgestoßen. Lichtzeichen. Gott sei Dank, es ist der Major.

Der Major ist ratlos. Er stampft im Schnee auf und ab. Der alte Tänzer, der jetzt zwischen Waschbecken und Chaiselongue hin- und herläuft, legt dabei die Hände auf den Rücken, so wie es Werner immer getan hat, wenn er ratlos war. Major Werner ist später oft auf und ab gegangen in seiner Villa Piasetzki.

Die Kleine weint. Sylvin nimmt die Kinder an die Hand, sie gehen gemeinsam zur Limousine. Werners Fahrer springt aus dem Wagen, reißt die Tür auf. Dann lächelt er, als die Kinder aus dem Dunkeln vor seinem Auto auftauchen. Unter dem Soldatenschiffchen strahlen seine Augen sie an. Der Fahrer Hehle ist ein freundlicher Mann. Sylvin meint, er könnte ein Sachse gewesen sein.

Sie sind über die Brücke nach Krosno gefahren. Dort haben sie an einem Waisenhaus gehalten und haben an der schweren Holztür geklopft.

Eine Nonne öffnete. Sie war erschrocken, als sie die Uniform des Majors in dem schwachen Licht sah, das aus dem Kloster in die

Nacht fiel. Der Major sagte: »Bitte, Schwester, nehmen Sie die Kinder.« Und Rubinstein, der die Furcht im Gesicht der Nonne erkennen konnte, sagte. »Keine Angst, Schwester, der Mann ist ein Geschenk Gottes, für die Juden und für die Polen.«

Die Schwester hat die Kinder unter ihre großen schwarzen Fittiche genommen. Und die schwere Holztür wieder zugeschlagen.

Rubinstein weiß nicht, was aus den Kindern geworden ist. Die katholischen Schwestern haben noch mehr jüdische Kinder versteckt, einige aus diesem Waisenhaus, auch Kinder, die in das Kloster Miejsce Piastowe gebracht worden waren, ein wenig außerhalb der Stadt. In das Tagebuch des Waisenhauses haben sie die Aufnahme der Kinder nicht eingetragen. Sie haben die Kinder dann irgendwo bei Bad Iwonicz versteckt. Es war kein wirklich abgeschiedener Ort. Im Hotel Metropol in Bad Iwonicz hatte die Wehrmacht eine Stabsstelle eingerichtet. Nicht alle Schwestern haben so gehandelt.

Hilde Huppert, die heute in Haifa lebt, stand damals vergeblich vor der Pforte eines Klosters, das nach ihrer Erinnerung 12 Kilometer von Krosno entfernt lag und dem ein Waisenhaus angeschlossen war. Sie hatte ein kleines Mädchen an der Hand, Ruti Hauber, sie war Waise. Hilde Huppert, die mit einer polnischen Freundin gekommen war, wurde zur Vorsteherin gebracht. Sie flehte die Nonne an, sie wollte jeden Preis bezahlen. Aber die Vorsteherin erklärte, daß sie sich an der Rettung der jüdischen Kinder nicht beteilige. Die kleine Ruti Hauber wurde in Auschwitz ermordet.

»Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich ...«

Klöster waren kein geschützter Ort. Soldaten wurden dort einquartiert. Und überall in Polen machte die SS Jagd auf Priester, Mönche und Nonnen. Die Kirche war ein Hort des polnischen Nationalstolzes. Generalgouverneur Frank hatte versprochen, Polen das Rückgrat zu brechen.

Taten verbinden, böse wie gute. Die Nacht auf dem Friedhof besiegelte einen Bund zwischen dem jüdischen Tänzer auf der Flucht und dem deutschen Offizier.

Den ganzen Tag lungert Rubinstein jetzt am Bach hinter der Villa Piasetzki, in der Werner Quartier bezogen hat. Abends steht der Offizier auf dem Balkon und gibt ihm ein Zeichen. Dann steigt Rubinstein die Treppe hinauf zum Hochparterre, Werner steht in der Tür

und läßt ihn herein. Er führt ihn hinauf an der Wohnung der beiden Lehrerinnen vorbei in den zweiten Stock, wo Werner zwischen Bildern und Büchern residiert. Bücher im Krieg. Es ist eine fremde Welt für den Tänzer auf der Flucht. Auf dem Tisch steht Käse und Brot. »Na, Junge, einen Klaren?« Er stellte den Schnaps auf den Tisch. Aber Rubinstein trinkt keinen Schnaps. Und der Major nur einen.

Rubinstein wird oft warten an dem Bach nicht weit von der Villa. Er wird durch viele Verstecke geschleust. In seinem Gedächtnis sind viele Orte.

In einer Nacht greift Rubinstein den schweren Eisenring, er reißt die Falltür auf und steigt in die Krypta der Franziskanerkirche. Fünf Särge stehen dort, einer ist ein Kindersarg. In ihnen ruht die Familie derer von Oswiecim.

Sie starb in wenigen Wochen. Die Menschen sagten, es habe ein Fluch auf ihr gelegen, weil Bruder und Schwester ein Kind miteinander bekamen. In die Särge sind Fenster eingelassen, so daß die Totenschädel herausstarren. Rubinstein gruselt sich nicht. Es ist ein Nachtquartier wie andere, nur mit fünf Särgen.

Furcht müssen die Menschen haben, die auf Matratzen schlafen in ihren Häusern in der Franziskanerstraße vor der Kirche. Denn in diesen Häusern wohnen Juden.

In anderen Nächten bekommt er ein frisches Bett gemacht von den beiden Lehrerinnen, die in der Villa wohnen, ein Stockwerk unter dem Major. Sie sind aus Danzig, aber polnische Patriotinnen.

Irgendwann dann hat Werner eine feste Bleibe für Rubinstein gefunden, ein kleines Zimmer in der Wohnung einer Ukrainerin. Das ist gut, unverdächtig, Ukrainer sind Kollaborateure. Aber sie haßt die Gestapo, sie haßt die SS und sie haßt ihre Landsleute, die Jagd auf Juden machen. Sie heißt Klos und ist Lehrerin in Krosno.

In den ersten Wochen muß Rubinstein sich vorsehen. Er huscht mit Werner und dessen Adjutanten in die Pfarrkirche. Dort warten sie unter dem Marienbild, bis die Kerle von der Gestapo vorbeigezogen sind. Es ist die dunkle Maria von Czenstochau, eine Kopie. Er hat später oft vor dem Bild gekniet. Die Menschen sollten glauben, daß er ein Pole ist. Werner ist am Sonntag in der Pfarrkirche zur Messe gegangen und hat Rubinstein mitgenommen, damit alle Polen sehen konnten, daß der junge Mann jetzt zum Major gehörte. Dabei war Werner evangelisch.

Das war, als Rubinstein als Werners Dolmetscher durch die Stadt spazierte. Sie waren mutiger geworden. Und Rubinstein hatte gute Papiere aus der Apotheke bekommen. Er hieß jetzt Turski. Den Namen hatte er sich von einer Sängerin geborgt: Eva Bandrowska Turska. Sie war ein berühmter Sopran. Ihr Neffe hatte ihn getragen. Aber er war jetzt tot, und Sylvin Rubinstein, schlank und hoch gewachsen, im Gesicht der Stolz der Fürsten Dodorow, paßte der Name wie ein Anzug von Zaremba.

So flanieren der Major und der Tänzer über den Marktplatz. Gespannte Mienen, suchende Blicke, horchende Ohren, die Menschen stehen in Trauben. Sie tragen einen Stern am Ärmel. Der Mantel ist noch gut, wenn der Alte ihn verkauft, können die Enkel leben. Dollar, jeder sucht Dollar, vielleicht kommt doch noch das Visum für Israel. Nachrichten laufen um: Die Tochter des Thoraschreibers lag gestern tot auf dem Weg. Die Gestapo erschießt die jungen Frauen. Es gibt keine guten Nachrichten mehr auf dem Marktplatz von Krosno, so wie es keine frischen Eier mehr gibt. Amerika! Ach, wie lange soll man noch warten. Der Onkel hat alles versucht. Er lebt in New York. Konfekt, die mamme soll es selbst essen, wer kauft jetzt Konfekt.

Die Menschen grüßen den Major. Das müssen sie. Aber die Menschen, sagt Rubinstein, hätten den Major mit den Augen begrüßt. Vielleicht auch deshalb, weil jetzt sein Dolmetscher an seiner Seite war. Der Major und der Tänzer gehen in die Geschäfte unter den Arkaden. Die Regale sind leer. Mancher Kaufmann hatte noch lange etwas in seiner Hamsterkiste. Treue Kunden wußten, wann sie kommen mußten. Dann hatte jemand Mehl besorgt oder Zucker, einer hatte Fische gefangen, und manchmal war irgendwo heimlich ein Rind geschächtet worden, und ein Stück war zurückgelegt, weil die Familie so viele Kinder hatte. Eine Familie konnte lange Suppe kochen, von einem kleinen Teil an einem großen Rind. Aber jetzt standen Ukrainer in den Geschäften. Und was sie noch hatten, handelten die Menschen auf der Straße.

In Rubinstein erwachte wieder der Flaneur. Er ging zur Wäscherin vor dem Tor der Pfarrkirche, brachte Hemden und holte Neuigkeiten.

»Zeig dich nicht immer mit den Juden«, warnte Werner seinen Dolmetscher. Bald aber gab er es auf, Rubinstein zu mahnen. Sein Dolmetscher war jeden Tag bei Frau Regina, wo immer schlimmere

Nachrichten über den Tisch gingen. Er ging zur Woitinkewitsch-Apotheke, er ging zum Bahnhof, er ging zum Hotel. Aber Maria hatte sich nirgendwo gemeldet. Sylvin Rubinstein fuhr mehrmals mit dem Major in der Limousine nach Krakau. Aber Maria war auch nicht in die Kurnikistraße gekommen.

Es war auf einer dieser Rückfahrten von Krakau. Werner und Rubinstein saßen auf dem Rücksitz. Hehle lenkte den Wagen auf Krosno zu. Da beugte sich Werner vor, um Rubinstein den Blick zu versperren, und Rubinstein beugte sich vor. Werner hielt den Mantel hoch, aber Rubinstein rief: »Haltet an. Ich will das sehen!«

»Laß uns weiterfahren«, sagte Werner.

»Nein, anhalten.«

Die Limousine steuerte an den Straßenrand, und Rubinstein und der Major stiegen aus. Es stand ein Galgen dort an der Chaussee. Fünf Polen waren aufgehängt, am rechten Fuß, sie waren so zu Tode gegangen.

Rubinstein ist lange vor den Toten stehengeblieben, aber Werner hat zum Weiterfahren gedrängt. Das hat die beiden Männer für einen Moment wieder auseinandergerückt.

Am nächsten Tag ist Rubinstein wieder zu der Straße gegangen. Blumen lagen jetzt unter den Gehenkten. Am Abend sagte er zu Werner. »Wir müssen wieder dorthin. Es stehen hundert Kerzen da.« Sie standen unter dem Galgen, die Toten pendelten noch immer im Wind. Es flackerte ein Meer aus Lichtern. Und sie standen wieder zusammen, der Major und sein Dolmetscher.

Der Winter ist so eisig, daß die Vögel von den Zweigen fallen. Direkt an den Treppen, die von der Straße zum Eingang der Villa hinaufführen, hocken Spatzen auf einer Stange. Wie angefroren sitzen sie und fliegen auch nicht weg, als Rubinstein die Hand nach ihnen ausstreckt. Er schnappt sich die kleinen Vögel, einen nach dem anderen, und nimmt die ziependen Tiere mit hinauf zum Major. »Du bist verrückt«, schimpfte Werner, wirft den Kopf nach hinten und lacht. Er ist genauso verrückt. Die Sperlinge flattern durch das Schlafzimmer des Offiziers, und er flucht oft über den Vogeldreck auf seinem Laken. Die Spatzen bleiben bis zum Frühjahr, dann öffnet Werner das Fenster, und sie fliegen in einen Sonnentag hinaus. Vögel, die sich in der Frühlingsluft zum Himmel aufwerfen – welch ein Lohn für ein wenig Verrücktheit!

Anfangs durfte Rubinstein nur Werners Fahrer und seinem Adjutanten begegnen. Dann zeigte Werner Rubinstein seinen Männern. Langsam lernte er mehrere von ihnen kennen. Sie steckten ihm oft Brote zu. Denn Werner vergaß gelegentlich mal, daß sein Dolmetscher Hunger hatte. Manchmal lag Wurst darauf. Rubinsteins Männer wußten nicht, daß der Junge neben dem Major ein Jude war. Obwohl er Laute formte, wie sie Polen im Deutschen nicht formten, und seine Syntax ihn leicht verriet.

Rubinstein ist dabei, wenn sie feiern. Sie trinken, und einer nimmt ein Glas und wirft es auf das Bild von Adolf Hitler, das in einem Rahmen an der Wand hängt. Ein Treffer. Es scheppert auf dem Steinboden. Die junge Polin, die in dem Lokal bedient, ist zu Tode erschrocken, auch der Wirt. Werner bittet Hehle schnell, das Bild aufzuheben. Aber Hehle sagt: »Die Scherben ja, aber das Bild nicht.« Da hat die Serviererin das Bild aufgehoben und die Scheiben zusammengefeigt.

Hehle war aus jenem Holz geschnitzt, das Rubinstein bis heute Wärme unter den Menschen auf St. Pauli gibt. Er konnte Geschäfte mit ihm machen, von denen auch der Major nichts wußte. Einmal hat Hehle für eine Weile im Wehrmachtsarrest gesessen, in einem kleinen Seitengebäude der Kapuzinerkirche. Schwere Eisengitter sind in die Fenster gemauert. Als es dunkel geworden war, hat Werner Rubinstein dorthin geschickt, und er hat Hehle Brot und Wurst gebracht, und immer auch eine Flasche Wein.

»Es waren wunderbare Deutsche«, sagt Rubinstein, »es war eine richtige Bande. Du konntest sie auffressen vor Liebe.« Manchmal spricht er mit feuchten Augen von den Soldaten. Dann wiederholt er den Satz, den er oft sagt, und sehr laut und wütend: »Es gibt keine Deutschen. Es gibt nur Mörder. 25 Prozent waren Gold wert. Und 75 Prozent waren Verbrecher!«

Rubinstein hatte Fotos von Werner und seinen Kameraden besorgt. Er ist zu einem Fotograf gegangen, hat sie fotografieren und Abzüge machen lassen. Der Fotograf war unsicher. Rubinstein hat ihm viele Reichsmark gegeben und versichert: »Es dient einem guten Zweck.«

Die Bilder sind an die Polen gegangen, die nachts durch die Orte streiften. Damit den deutschen Soldaten nichts passiert.

»Ich habe für die Wehrmacht viel Gutes getan und viele Freunde gewonnen, polnische.« Und ein Soldat, erinnert er sich, kommt und sagt: »Mein Gott, was sind die Polen nett.«

Zu der konspirativen Gruppe, die sich um Werner scharte, gehörten auch Wehrmachtssoldaten und Piloten des Fliegerhorstes von Krosno, von dem aus Luftangriffe auf die Sowjetunion geflogen wurden.

Manche dieser Bekanntschaften waren kurz. Die Rußlandfront verlangte Soldaten. Einer von ihnen hieß Schmidt. Er hat lange bei Rubinstein am Fluß gesessen. Seine Einheit wurde an die Front verlegt. »Gott gerechter!« hatte Rubinstein gesagt. Schmidt hatte Angst vor dem Krieg, er wollte nicht fallen für Adolf Hitler. Rubinstein hat zu ihm gesagt: »Ich werde beten, daß die Kugel fliegen vorbei, rechts und links. Du wirst kommen zurück.« Dann hat der Jude gebetet für den Wehrmachtssoldaten, der in den Krieg zog für Adolf Hitler, der Juden vernichtete. »Und ich glaube bestimmt«, sagt Rubinstein heute, »er hat überlebt.«

Rubinstein ist jeden Tag in der Villa. Und immer sagt Werner: »Es ist gut, daß du da bist, Junge.« Dann geht der Junge ins Nebenzimmer. Oder er versteckt sich auf dem Balkon. Vor dem Fenster ist eine Gardine. So kann ihn niemand sehen. Offiziere aus anderen Orten kommen zu Werner in die Wohnung. Einmal ist auch ein Engländer da. »Hör gut zu«, sagt Werner zu seinem Jungen, wenn er ihn auf den Balkon schickt, »vier Ohren hören mehr als zwei.«

Werner hat das Fenster immer einen Spalt geöffnet, so kann Rubinstein hören, was drinnen gesprochen wird. Und dann hört er, wie Werner sagt: »Das macht der Junge.«

Der Junge macht alles. Er geht zu den Juden und geht zu den Polen. Er bringt die Jüdin zu dem Gutshof. Er ist dabei, wenn Werner den alten Rabbiner in den Nachbarort Rymanow schafft, wo ein Versteck für ihn ist.

Der Junge schleicht sich zum Depot in der Nachbarkreisstadt Jaslo. Hehle ist auch mit von der Partie, er hat sie dorthin gefahren, und der, den sie Wolf nennen. Sie schleichen an das Depot, es stehen nicht einmal Wachen dort, sie stemmen sich zu zweit auf die Brechstange, und das Schloß birst. Dann schleppen sie die Munition ins Auto. Rubinstein versichert: »Das ging alles an die Partisanen.«

Wolf ist irgendwann abgehauen im Sommer 1942. Rubinstein hat ihm einen Anzug gebracht und Schuhe. »Vaterland«, hat Wolf gerufen, »was für ein Vaterland?« Wolf hat pathetisch gesprochen, was das für ein Vater sei, der seine Söhne in Rußland in den Granathagel schick-

ke. Und er hat sich dabei die Uniform heruntergerissen. Ein Vaterland, das Kinder fing, und Frauen und Männer, um sie einzusperren, weil sie Juden waren. Er wollte die Uniform ins Wasser schleudern. Aber Rubinstein packte schnell seinen Arm. Er rollte die Sachen zu einem Bündel mit schweren Steinen darin und schnürte alles fest zusammen. Jetzt konnte Wolf sie in den Fluß werfen, weit in die Mitte.

Wolf hatte jetzt polnische Papiere. Er sprach ein paar Worte Polnisch. »Ich glaube, er lebt«, sagt Rubinstein, »er war ein heller Junge. Ich kämpfe nicht für dieses Schwein. Das hatte er gesagt.«

Vielleicht war es Emil Wolf, der in Werners Gästebuch mal als Maler erwähnt wird und mal als Philosoph.

Abends wurde der Major jetzt manchmal mit einer Dame gesehen. Jeder merkte sofort, daß sie eine Kokotte war, so aufgedonnert in ihrem Pelz. Das Parfüm dünstete über den ganzen Marktplatz. Die große Rothaarige war Italienerin, eine Journalistin aus Rom. Sie hieß Maria Theresa Cordelli.

Rubinstein weiß nicht mehr, woher er den italienischen Paß bekommen hatte. Und die Akkreditierung in deutscher Sprache. Aber er war auch früher schon in ein Kleid geschlüpft, wenn ein Varieté kein Tanzpaar engagieren wollte, sondern zwei Tänzerinnen. Artisten mußten flexibel sein. Gelegentlich sind in Krosno bessere Herren an die Dame herantreten. Aber sie sagte nur: »Sono giornalista italiana.« Nur einmal bei einer Straßenkontrolle hat die Dame gezittert. Die Polizisten sahen auf die Papiere. Sie prüften sie gegen das Licht. Aber dann haben die deutschen Polizisten freundlich »Heil Hitler« gesagt. Und die Dame hat begrüßt wie Mussolini.

Maria Theresa Cordelli war eines Tages in der Villa entstanden.

Das vereinbarte Klopfszeichen an der Tür. Sylvin öffnet. Werner kommt herein: »Gleich kommt Besuch. Gut, daß du da bist.«

Rubinstein wendet sich zum Balkon.

»Nein. Bleib hier.«

Es klingelt, und Werner empfängt einen Offizier. »Das ist der Junge«, stellt er Rubinstein vor. Der Junge denkt: »Was kommt jetzt?« Und der alte Mann in St. Pauli sagt: »Es ist gekommen Wunderbares.«

Werner versichert sich noch einmal: »Und es sind wirklich alle Männer dort Ukrainer?«

»Alle«, sagt der Besucher, »auf der ganzen Dienststelle.«

»Keine Sorge«, sagt Werner. Und wieder: »Das macht der Junge.«

Die Dienststelle unterstand der Zivilverwaltung in Jaslo. Sie stellte die Papiere für Polen aus, die bei den Deutschen arbeiten sollten. Juden konnten solche Papiere das Leben retten.

Der fremde Offizier wollte jüdische Frauen in die Kaserne holen. Als Putzfrauen der Wehrmacht glaubte er die Jüdinnen geschützt.

Kurt Werner ist an diesem Abend lange auf dem Teppich auf und ab gegangen. Bis Rubinstein sagte: »Ich habe eine Idee.«

Zwei Tage später fährt die Kokotte an Werners Seite im Auto nach Jaslo. Auch der andere Offizier ist dabei.

Welch ein Auftritt in der kleinen Amtstube! Zwei deutsche Offiziere und eine Italienerin. »Ich war eine elegante Dame«, sagt Rubinstein, »im Gesicht einen Schleier.«

Die Ukrainer stieren und reden, die Dame nimmt Platz, direkt vor dem Schreibtisch. Da nimmt Werner die Herren zur Seite. Die Dame weiß nicht, was die Herren da zu besprechen haben. Sie sieht nur die Formulare und die Stempel, einen grauen und einen weißen mit einem Hakenkreuz darauf. Und die Stempel drücken sich auf die Formulare, so schnell wie Kastagnetten aneinanderschlagen.

Als sie gehen, trägt die Journalistin einen Stoß Papier unter dem Kleid. In Krosno brauchten die Herren die Bescheinigungen nur noch auszufüllen. Dann putzten in Krakau Polinnen die Kaserne.

Rubinstein haßte diese Ukrainer.

Werner sagte: »Junge, ich weiß schon, was du vorhast. Laß das!«

Aber Rubinstein ist in der Dunkelheit wieder in Jaslo gewesen. Diesmal nicht als Dame. Er hat sich von hinten an das Gebäude geschlichen, in dem die Ukrainer tags stempelten und nachts schliefen. Ohne Schuhe, ganz vorsichtig, hat er die Kanister herangeschleppt. Er hat das Benzin gegen die Mauern gegossen. Dann brannte das Haus lichterloh. Rubinstein hat von weitem noch die Flammen gesehen. »Und keiner ist gekommen zum Löschen.«

Wenn Rubinstein Werner in die Nachbarstadt Jaslo begleitet, fahren sie an einem Kriegsgefangenenlager vorbei, es war ungefähr auf halber Strecke beim Dorf Szebnie, Zäune, Türme und Baracken. Manchmal läßt Rubinstein ein kleines rotes Tuch aus dem Fenster wehen. Es soll eine Ermutigung für die gefangenen Russen sein.

In dem Barackenlager auf dem Gut des Grafen Garayski wurden nach Wehrmachtsunterlagen von Oktober 1941 bis etwa April 1942

zwischen fünf- und siebentausend russische Soldaten gefangengehalten. Das Lager dehnte sich 200 Meter breit und 600 Meter lang über das Feld aus. Es gab Baracken für die Wachmannschaften und die Lagerverwaltung, Wohn- und Arbeitsbaracken für die Häftlinge mit einem Appellplatz davor. Die Lagerleitung befand sich in den herrschaftlichen Gebäuden.

Das Stammlager 327 unterstand der SS. Nach Wehrmachtsunterlagen waren zu diesem Zeitpunkt ausschließlich Russen in Szebnie, nach 1942 wurde es zu einem Zwangsarbeitslager. Jetzt waren hier auch Polen eingesperrt, dann Juden. Für die Juden war es nur eine Zwischenstation auf dem Transport nach Auschwitz.

Die Wachmannschaften des Lagers bestanden aus Angehörigen der SS und der 206. Schutzmannschaft aus Sanok. Außerdem waren 30 ukrainische Hilfspwillige mit Karabinern eingesetzt.

Viele der Häftlinge wurden bei Abendappellen mit Peitschen totgeschlagen. Einige wurden von einer Wolfshündin zerrissen. Das Tier gehörte dem SS-Hauptscharführer Grzimek. Herrchens Kommando: »Lori, zieh aus.«

Die Russen hungerten, wurden erschlagen, erschossen. Im Herbst 1941 ging der Typhus um.

Major Werner zitterte vor Wut und Scham, wenn sie das Lager passierten. Er ließ Hehle langsamer fahren. Die Gefangenen standen weit weg vom Zaun. Aber sie konnten die ausgemergelten Gestalten erkennen. »Schweinerei«, sagte Werner, »man muß doch etwas tun.«

Die Sowjetunion war 1929 der Genfer Konvention über die Behandlung der Kriegsgefangenen nicht beigetreten. Der Führung des Deutschen Reiches kam das jetzt gelegen, die Erbarmungslosigkeit zu rechtfertigen. Von 5,7 Millionen russischen Gefangenen kamen 3,3 Millionen um. Viele verdankten ihr Überleben nur dem fortschreitenden Arbeitskräftemangel im Reich.

Noch elender als in Szebnie waren die Russen im 2. Straflager 327 beim kleinen Ort Rymanow eingepfercht, auf der anderen Seite von Krosno. Es gab nur wenige Baracken für die 15 000 Gefangenen des Lagers, das dem Kommando in Lemberg unterstellt war. Viele Gefangene erfroren nachts im Schnee.

Auch über dieses Lager gibt es eine Zahl aus Ermittlungsakten: 8000 russische Gefangene verhungerten, erfroren, wurden erschlagen, erschossen oder starben in diesem deutschen Gefangenenlager

am Fleckfieber. Auch in Rymanow waren fast alle Wachen Ukrainer, ihre Vorgesetzten waren von der SS.

Das Lager war weniger befestigt als in Szebnie. Manchmal gelang es Rubinstein, wenn er mit Werner nahe an den Zaun kam, ein Brot hinüberzuwerfen.

Sylvin Rubinstein liegt im Schnee. Er ist naß. Die Feuchtigkeit ist nicht von außen durch den weißen Anzug gedrungen. Es ist ein gutes Gewebe, gefüttert, dicht. Die Nässe ist innen. Rubinstein weiß nicht mehr, ob es Schweiß war oder Urin. Er bebt. Die Handschuhe sind dick, sie werden sicher sein. Er legt die schwere Zange ein Stück vor, dann zieht er langsam, ganz langsam einen weiteren Meter seiner Robbenspur durch den Schnee. Kaltes Licht gleitet über ihn hinweg. Scheinwerfer. Er sieht auf die Armbanduhr. Die Griffe der schweren Zange sind isoliert. Er hört Stimmen, ukrainisch, das sind die Wachposten. Es gibt einen Hund im Lager. Der schlägt nicht an. Sylvin Rubinstein betet.

Sylvin erreicht das Kabel. Er nimmt die Zange, Funken schlagen. Das Lager fällt in Dunkelheit. Stimmen der Wachmannschaft. Kommandos. Eine Maschinengewehrsalve fegt über den Turm. Feuer, Schüsse, Silhouetten, ein Hund kläfft. Die Partisanen greifen an. Der Zaun ist aufgerissen. Russen rennen aus dem Lager. Aber Sylvin Rubinstein sieht nachts in seiner Küche auf St. Pauli immer die, die nicht über den niedergerissenen Zaun rennen. Sie sind krank, sie sind verletzt, sie können nicht laufen, sie bleiben zurück. Immer wieder sieht er die Russen, die zurückbleiben.

Erinnerungen, die wie Kino sind.

Aber das Lager Rymanow war Wirklichkeit. Und es ist wirklich überfallen worden.

Es gibt viele Geschichten in der kleinen Wohnung von St. Pauli, wie die von dem Angriff auf das Gefangenenlager und die von den gestohlenen Papieren. Sie fallen Rubinstein wieder ein beim Erzählen. »Ach«, sagt er dann, »war da noch eine Affäre ...« Manche davon müssen unnotiert bleiben. Sie enden mit den Worten: »Das darf man erst aufschreiben, wenn ich einmal tot bin.« Nachts erstickt der alte Tänzer an diesen Geschichten, dann hustet er und ringt nach Luft.

Die Freundschaft zu dem Major verwuchs sich zu einer Nähe, die eine Zärtlichkeit in die Stimme des alten Erzählers legt. Dann hält er

das Foto in der Hand, es ist in Chamois und so klein wie eine Streichholzschachtel. Auf die Rückseite hat Werner geschrieben: »Dein Vati.«

Rubinstein erzählte ihm von den Juden. Vom Jom Kippur in Brody, wo nachmittags die Hämmer verstummen, Kellen und Nadeln beiseite gelegt werden, die Händler ihre Läden schließen und die Menschen sich in Seide kleiden. Dann umarmen sich die Familien, in den Häusern strahlen die Lichter von silbernen Schabbat-Leuchtern, und in den Augen glänzen Tränen. Die Mama hat ein weißes Laken auf den Tisch gelegt und verteilt die Lichtflut mit der Hand über die ganze Wohnung in der Goldstraße und streut auch Heiligkeit hinter den Paravent. Und eine dicke Wachskerze brennt über den ganzen Jom Kippur. Denn an den Freitagen war die Mama so wunderbar jüdisch. Aus den Fenstern der Nachbarn ertönen die Gebete, und aus der großen Synagoge, wo Tausende Lichter entzündet sind und eine große Wachskerze brennt über den ganzen Jom Kippur, klingt die ergreifende Melodie des Kol Nidre, als Auftakt zum heiligen Tag des Jom Kippur, als Abraham Gott seinen Sohn opfern wollte und Gott ihm dessen Leben schenkte. Und am Jom Kippur endlich gab es traditionell Hering, aber auch leckeren Keulisch und andere Köstlichkeiten.

Werner erzählte von den Christen. Vom Advent und vom Heiligen Abend in Berlin, wenn die Fabriken schließen und die Warenhäuser und an den Bäumen die Lichter brennen. Die Frauen legen weiße Laken auf die Tische und decken darauf das gute Geschirr. In der Kirche sitzt sein Bruder Fritz an der Orgel und spielt aus dem Bach-Oratorium als Auftakt zum Weihnachtstag, als Gott den Menschen seinen Sohn schenkte, der sein Leben opferte für ihre Sünden. Und am Weihnachtstag gibt es Gans oder Truthahn, Lebkuchen und andere Köstlichkeiten.

Rubinstein berichtete, daß die Juden in der Franziskanskastraße ihre Kinder in Kisten und Tonnen verstecken, wenn sie zur Arbeit am Flughafen gehen, auf die Straßenbaustellen und zu der Raffinerie, damit sie noch leben, wenn die Eltern zurückkehren.

Werner berichtet, daß in Sewastopol die jungen Deutschen sterben und die jungen Russen. Und daß sich ein Kessel zuzieht um Stalingrad.

Kurt Werner stand vor dem Spiegel. Er sah sich an in seiner Uni-

form und riß sich die Epauletten von den Schultern. »Dreckslametta«, sagte Werner und schleuderte sie weg. Er konnte impulsiv sein, aber auch vernünftig. Er ließ sich die Schulterstücke wieder annähen.

Manchmal zog Werner mit dem Jungen in das Lichtspielhaus. In Warschau hatten Aktivisten des Widerstands ihre Landsleute angegriffen, oder sie hatten ihnen wenigstens Schmähzettel auf den Rücken geklebt, wenn sie ins Kino gingen, denn dort liefen nur noch deutsche Filme. Aber auch in diesen Filmen konnten Menschen für eine Stunde vergessen, was draußen vor dem Kino war.

Im Krosno saßen nur Deutsche im Kino. Werner und Rubinstein haben auch »Jud Süß« gesehen. Werner hat gekocht vor Wut. Veith Harlan war für ihn ein großer Regisseur. In Krosno hätte Harlan sehen können, daß er dem Teufel den Weg bereitete. Werner hat das Kino verlassen, obwohl es voller Polizisten war, denn für die war »Jud Süß« eine Pflichtveranstaltung.

Während Sylvin Rubinstein auf Maria wartete, wurden Juden in Minsk erschossen, Juden aus Böhmen und Mähren nach Theresienstadt deportiert und galizische Juden nach Chelmno, griechische und französische Juden nach Auschwitz, Lubliner, Lemberger und Krakauer Juden nach Belzec, wo am 10. März das erste Mal die 150-PS-Motoren Abgase in Baracken drückten, in denen die Menschen schrien und dann starben. Die Prototypen der Gaskammern hatten den Betrieb eröffnet.

In einer Villa in Berlin-Wannsee hatten deutsche Völkermörder unter Vorsitz von Reinhard Heydrich die »Endlösung« der Judenfrage beschlossen.

In Krosno sitzen in der gelben Villa Piasetzki ein deutscher Soldat, im Zivilstand Lehrer, und ein gejagter Jude, der ein Tänzer ist. Einer hört Bach, einer liebt den Klagegesang spanischer Zigeuner. Einer rezitiert Goethe und Hölderlin, der andere hatte niemals im Leben ein Buch in seinem Koffer. Aber sie sind ein Gespann in einer Kampfarena, die nicht viel größer als der Marktplatz ist, zwischen dem Deutschen Hof und der Schule. Und der Major legt dem Tänzer die Hand auf die Schulter und sagt: »Mein Junge ...« Eine Hand auf die Schulter, nur so haben sich Vater und Sohn berührt. »Da gab es niemals Schmutz.«

Gemeinsam sitzen sie in dem kleinen Café, das Piasetzki heißt, so

wie die große Villa. Es ist der Junge, der die junge Frau am Nebentisch anspricht und ihr den Herrn Major vorstellt. Und es ist der Junge, der die ganze Nacht bangt, weil der Major verschwunden ist. Und der am nächsten Morgen lachen kann und sagen: »Ich wußte gar nicht, daß mein Vater so ein geiler Bock ist.«

Rubinstein hat noch oft auf dem Balkon gefroren, wenn Damen kamen. »Ich liebe diese jungen Frauen«, sagte der Major, »alt bin ich selbst.« Es waren schöne Mädchen, die den Major besuchten. Der Junge konnte immer an der Gardine vorbei auf das Bett des Majors sehen. Eine war wundervoll und strahlend. Sie war sehr oft in der Villa gewesen. Rubinstein glaubt, daß sie eine Jüdin war. Sie kam noch, als Rubinstein schon abreiste.

Der Junge und der Major konnten auch lachen, über den Priester der Kapuzinerkirche. Sie haben vor der Kirche gestanden und gewiehert. Werner liebte das Barocke, immer ging er in die Kirchen, bestaunte die Altäre, Gobelins und Fresken. Der gute Priester wollte ihm auch noch den Turm zeigen und die Sakristei und alles, was ein Priester hat. Wütend stürmte der Major aus den Räumen Gottes. »Du Lump«, rief Werner, »warum hast du mich mit dem allein gelassen?«

Oder beim Kürschner. Werner wollte für einen Mantel einen Kragen aus Opossum. Der Jude hatte so hübsche Kinder, sie saßen in der Werkstatt, und Rubinstein meinte: »Nur so ein Kragen, das geht nicht. Da muß man auch innen haben Opossum.« Der Major bezahlte, der Kürscher nähte. »Du Lump«, hat Werner draußen zu Rubinstein gesagt. Der Major war kein wohlhabender Mann.

Es sind Momente, die in die Erinnerung tröpfeln wie Balsam, die das Grauen verdünnen für den Augenblick des Erzählens, warme Tränen, die in einen Brunnen fallen und aufschlagen auf eisig schwarzem Wasser.

Maria hätte der Major gefallen. Er war ehrlich, geradeheraus, korrekt, so wie sie, auch im kleinen.

Werner war einer, so erinnern sich heute noch Kameraden, den man sah und dem man vertraute. Kurt Werner ist ein Name, den alte Männer nach sechzig Jahren wieder hören und beglückt sind, für diesen Augenblick, in dem sie sich auf ihn besinnen. Wären Maria und der Major in die Höhle gegangen wie Ali Baba, kein Steinchen hätte hinterher darin gefehlt.

Deshalb hat sich Rubinstein immer in die Räuberhöhlen geschlichen.

Sie brauchten Geld. Rubinstein meint, Werner sei es gewesen, der gewußt habe, wo es zu holen war. Es kann aber auch er selbst gewesen sein. Denn Rubinstein kannte Dembowicz, das kleine Straßendorf mit der großen Kirche und den bunten Holzhäusern, nicht weit von Jaslo. Er war dort bei den Baranskis gewesen, einer polnischen Bauernfamilie. An der Dorfstraße lebte ein Polizist, dessen Ruf sich über die ganze Region verbreitet hatte. Rubinstein meint, daß er Ukrainer war.

Werners Junge erschien in abgerissener Bauernkleidung vor dessen Haus. Es war ein Haus aus Ziegeln. Er fragte um Arbeit nach. Und er hatte Glück, der Polizist brauchte jemanden für das Vieh. Daß ein Jude auf seiner Schwelle stand, so viel Chuspe hätte der Polizist nie erwartet.

Rubinstein bekam eine kleine Kammer zugewiesen, zu essen gab man ihm nur ein wenig alte Grütze. Wenn der Hausherr fortging, öffnete die Magd, die ein freundliches Mädchen war, dem Viehburschen die Speisekammer. Sie war reich gefüllt, roch nach Geräuchertem. In einem Regal stand ein Krug mit Milch. Die Magd gab ihm einen Halm aus Stroh. Er sollte damit die Sahne absaugen. Sie täte es schon lange, sagte die Magd, sonst wäre sie verhungert. Das würde niemand merken. Denn Wurst und Käse waren abgezählt. Der Hausherr war penibel.

Aber Rubinstein interessierte nicht die Speisekammer. Wenn der Polizist nicht da war, kam er zurück ins Haus und durchwühlte Kommoden, Kisten und Kissen, Schränke und Truhen.

Abends schlich er zum katholischen Friedhof am Ende der Straße. Manchmal wartete Hehle dort, manchmal auch Werner selbst, mal mit der Limousine, mal mit einem Motorrad mit Beiwagen. Aber Rubinstein mußte immer noch einen Tag länger bleiben. Er hatte kein Geld gefunden, aber er war so sicher, daß ein Plünderer wie der Polizist reichlich davon im Haus haben mußte. Es hat wohl eine Woche gedauert, er hat den Hausherrn genau beobachtet, dann hat er das Geldversteck gefunden. Zloty, Reichsmark, aber auch viele Dollars, einfach in einer doppelten Schublade. Warum hatte er es so lange übersehen?

Nachts griff er zu. Der Fahrdienst der Wehrmacht stand wieder am Friedhof.

Rubinstein ist als alter Mann auch nach Dembowicz zurückgekehrt. Er hat die gute Frau Baranski wiedergetroffen, ihre kleine Tochter, die jetzt eine reife Frau ist, mit eigenen großen Kindern. Sie haben ihm von der hübschen Magd erzählt. Sie ist inzwischen gestorben. Der Ukrainer hat sie damals vergewaltigt. Aus dem Verbrechen ist ein Sohn hervorgegangen. Aber er lebt nicht mehr im Dorf.

Der Täter ist inzwischen auch verstorben. Er hatte außerdem einen legitimen Sohn, der hat das Haus verkauft, vielleicht weil die Menschen im Dorf ihn geschnitten haben. Der Sohn war Polizist unter den Kommunisten und ist es jetzt unter den Demokraten. Unter dem Dachstuhl des Hauses liegen noch eine leere Munitionskiste und ein Bajonett, ein paar Flugblätter, auf denen das Deutsche Reich mit Fotos von glücklichen Polen, die aus Eisenbahnen winken, und satten deutschen Wiesen um Freiwillige für die Landarbeit in Deutschland warb. Auch ein paar alte Aktendeckel sind noch auf dem Boden. Es müssen seit Kaisers Franz Josefs Zeiten Polizisten in dem Haus gelebt haben. Auf dem vergilbten Papier steht: K.K. Landesgendarmeriekommando 5.

XXII

Die junge Frau Hausner war für ihre Herzensgüte und Wohltätigkeit in Krosno hoch geachtet. Sie hatte drei wohlgeratene Kinder, das jüngste war jetzt drei Jahre alt.

Da kam ein Mann vom Judenrat. Die Deutschen verlangten nach zwei Frauen. Frau Hausner und eine Freundin sollten helfen, das Haus des Gestapo-Chefs für einen Ball zu dekorieren. Alle wüßten doch, sie hätte ein Händchen dafür. Der Judenrat wollte Schmatzler zufriedenstellen. Alle hatten seine Unzufriedenheit zu fürchten.

Denn an den Vorsitzenden des Judenrates, den Herrn Engel, waren auch schon andere Anliegen der deutschen Verwaltung herangebracht worden, wie die Bitte, eine Liste zu erstellen von hundert Gemeindemitgliedern, die die Deutschen erschießen wollten.

Während die beiden Frauen gerade die Tische eindeckten, erschien die polnische Köchin, die Arbeit in der Küche der Gestapo gefunden hatte.

Die Köchin war früher einmal als Hausgehilfin bei den Hausners gewesen. Jetzt konnte die Polin über die Jüdin triumphieren, die in der Hierarchie der Rassen nun so weit unter ihr stand. Sie beleidigte und verhöhnzte die beiden Frauen, die die Servietten zurechtrückten und nicht reagierten. Was die Polin aber noch wütender machte. Als einer der Gestapo-Männer den Raum betrat, behauptete sie, die Frau Hausner habe über die Deutschen gelästert und behauptet, sie hätten den Krieg schon verloren.

Frau Hausner wurde ins Gesicht geschlagen, dann wurde sie unter dem Hohnlachen der Köchin zum Gestapogefängnis geprügelt.

Sofort verbeitete sich die schlimme Nachricht in der ganzen Stadt. Der Judenrat sprach für Frau Hausner vor, ihre Kinder weinten und wollten den Judenrat nicht verlassen, aber die älteren Juden beruhigten sie. Die Gestapo habe fest versprochen, die Mutter in einigen Tagen wieder freizulassen.

Es war ein großes, ausgelassenes Fest, das Schmatzler feierte, Kollegen aus Jaslo waren gekommen, und auch die polnischen Liebchaften der neuen Herren aus Deutschland waren unter den Gästen. Die Festgesellschaft aß, trank, lachte, und weil sie Spaßvögel waren, ließen sich die Herren der Gestapo einen besonderen Spaß einfallen. Sie befahlen den Wachen, vier jüdische Frauen aus dem Gefängnis vorzuführen.

Die Frauen standen vor der Villa. Die Herren nahmen ihre Pistolen und erschossen sie aus Spaß und Übermut. Als der Judenrat am nächsten Morgen die Leichen abholte, erkannten die Juden darunter die junge Frau Hausner, deren Kindern sie doch versprochen hatten, daß die Mutter wiederkommt.

So berichtete es Hilde Huppert. Andere Zeugen behaupteten, die jungen Frauen hätten sich vor den johlenden Männern ausziehen müssen, bevor sie ermordet wurden. Alle sprachen darüber in Krosno.

»Wenn du erlebst, wie die Menschen werden ermordet«, sagt Rubinstein, »kannst du werden eine Hyäne. Wie du siehst, was die mit den Juden jeden Tag gemacht haben, wenn sie wieder Menschen erschossen haben und sind räubern gegangen. Du kriegst soviel patriotischen Haß. Da wirst du zum Mörder.«

Sylvin Rubinstein dachte jeden Tag an Maria. Vieles erinnerte ihn an seine Schwester. Auch das Mädchen, das auf den Steinplatten

hüpfte am Rande des Marktplatzes, direkt vor der Apotheke. Sie war sehr schmal, die Kleine hatte es auf der Lunge. Die Mutter hatte ihr ein Leibchen genäht aus Katzenfell.

Auch der Deutsche sah das Kind, das seine netten Hopser machte, und er entdeckte einen Zipfel von dem Fell, das oben aus dem Kragen lugte. Er ging auf das Kind zu und riß ihm das Kleidchen auf. Die Mutter rannte aus dem Haus, sie fiel auf die Knie, sie bettelte und flehte, aber der Deutsche nahm die Pistole aus dem Halfter und schoß dem Kind in die Stirn. Die Mutter schrie wie wahnsinnig, sie hielt ihr Kind und schrie. Ein Schrei, den ein Mensch nicht beschreiben kann, aber jede Mutter begreift, wenn sie ihr Kind schützend in den Armen hält, es tröstet, wenn es traurig ist, pflegt, wenn es krank ist, ihm über die Haut streichelt, das Haar kämmt, auf den Kopf küßt, an die Hand nimmt und ihm Geschichten erzählt. Ein Schrei, der nicht durchdringender sein kann, weil er aus dem Wahnsinn kommt, in den eine Mutter gestürzt wird.

Sylvin Rubinstein hat den Mörder nicht mehr gesehen.

Als er auf den Platz kam, schrie diese Mutter und hielt das blutige Kind.

Auch Kurt Werner hatte begonnen zu hassen. »Du mußt tapfer sein«, sagte er zu Rubinstein, »wir müssen diese Schweine vernichten.«

Vielleicht sind es diese Geschehnisse, die einen deutschen Lehrer und Christen, Major der Reserve, zu einem Saboteur am deutschen Sieg machten, wie Sylvin Rubinstein ihn beschreibt.

Ein Soldat des Ersten Weltkrieges, der, gerade hatte er sein Abitur gemacht, in Frankreich in den Schützengräben die letzten Patronen zählte und der jetzt im Zweiten Weltkrieg die Munitionstransporte an Partisanengruppen verriet. Ein Offizier, dessen junge Kameraden in Rußland in Schneewehen und Eiskuhlen lagen und der in Krosno Fahrzeuge lahmlegte und die Autos der Gestapo in Flammen aufgehen ließ. Ein Mann im Stab, der sich mit englischen Agenten traf.

Marion Gräfin Dönhoff, Herausgeberin der ZEIT und als junge Frau Mitglied des Widerstandszirkels, den die Gestapo Kreisauer Kreis nannte, wundert sich in Gesprächen manchmal, warum junge Menschen heute glauben, daß sie und ihre Freunde damals so anders gedacht hätten, als liberale Bürger heute denken. »Wir waren damals auch europäisch.« Die Überzeugung, daß Adolf Hitler ein Verbrecher, ein Mörder und Vernichter Europas war, hätte bei seinen Geg-

nern, auch in der Wehrmacht, zu einer moralischen Sicherheit und Entschlossenheit in der Tat geführt, die in Kauf nahm, daß das Leben von Kameraden gefährdet würde, so wie man bereit gewesen wäre, das eigene Leben zu opfern.

Ihr enger Freund Axel Freiherr von dem Bussche-Streithorst war Major, wie Kurt Werner. Er wurde 1942 auf dem Flugplatz bei Dubno Zeuge einer Szene, wie Rubinstein sie immer wieder einholt. 2000 Männer, Frauen und Kinder von Juden waren dort zusammengetrieben worden. So berichtete es der sachliche Soldat der Gräfin: »Die SS-Leute führten Juden an eine Grube, dort mußten sie sich entkleiden, danach in die Grube steigen, in der schon eine Schicht manchmal noch zuckender Leiber lag; mit dem Gesicht nach unten mußten sie sich, dem Befehl gehorchend, auf die Ermordeten legen und wurden dann durch Schüsse in den Hinterkopf getötet.«

Axel von dem Bussche beschloß Hitler zu ermorden.

Werner sprach fließend französisch, er sprach englisch, und im Gästebuch seiner Berliner Wohnung mischen sich Latein, Schwedisch, Ungarisch und Französisch. Einige seiner Linolschnitte und Zeichnungen sind bei längeren Aufenthalten in Frankreich und Belgien zwischen den Kriegen entstanden. Werner liebte Amsterdam, wohin er immer wieder fuhr.

Werner sagte zu Rubinstein: »Ich bin evangelisch. Aber für die Nazis kann es keine Gnade geben.« Er sagte: »Die müssen weg, die müssen weg, die müssen weg.« Und zu dem Jungen sagte er: »Dich hat mir Gott geschickt.« Und Rubinstein fragte: »Der Christengott oder der Judengott?«

An einem dieser Abende in Werners Villa, an dem sie über die Grausamkeiten der SS und Gestapo redeten, über die Gefangenenerlager und die Juden, für die das Überleben in Krosno immer schwieriger wurde, sah Werner Rubinstein an: »Wenn es hart auf hart kommt, hast du den Mut, dir das Leben zu nehmen?«

»Besser selbst angelegen die Hand als gehen ins Massengrab.«

Werner zog ein Tütchen aus der Tasche, beugte sich über den Tisch und schüttelte das braune Papier ganz sanft über seine Handhöhle, so daß eine gläserne Kapsel herausrutschte.

»Als ich hatte das Zyankali«, sagt Rubinstein, »wurde ich noch grausamer.«

Jetzt fühlte Rubinstein sich sicher. Er würde keine Schmerzen ha-

ben. Der Tänzer nähte sich die Kapsel in den Hemdkragen ein, so daß er nur hineinbeißen mußte, und seine Mission wäre erfüllt.

Aber die Kapsel trennte ihn weiter von Maria. Es war ein grausames Geschenk.

Bald war die Kapsel einfach nur noch da. Bloß das Waschen des Hemdkragens war jetzt schwierig. Manchmal blieb er etwas schmutzdelig.

Nach dem Krieg hat Rubinstein die Kapsel in einem Silberröhrchen verwahrt. Erst an einem Winterabend der Jahrtausendwende hat er das Zyankali in den Ofen seiner kleinen Küche geworfen. »Mein Beschützer«, hat er gesagt, »geht ins Feuer.«

»Die Mörder haben gemordet, und wir haben die Mörder gemordet. Die Rache muß der Mensch haben. Ohne diese Rache kann er nicht leben. Ich war ein unschuldiger Mann. Aber ich bin schuldig geworden, auch das haben die Nazis gemacht.« Rubinstein war kein kühler Killer. Er hat Pervitin geschluckt, das ihm Werner zu-steckte.

»Manchmal«, sagt Rubinstein, »habe ich auch Angst gehabt vor Major Werner.« Oder er sagt: »Ich mußte das tun, er hat mich gezwungen.« Auswürfe eines Gewissenswurms, der in ihm gräbt, manchmal hingeworfen in einem Satz: »Ich wußte nicht, vielleicht hatten die Männer Kinder. Ich habe sie auf dem Gewissen.«

Da war der Zahlmeister. »Er war gefährlich«, sagt Rubinstein. Der Zahlmeister in Werners Einheit beobachtete ihn argwöhnisch. Und er beobachtete den Major. Vielleicht hatte er mitbekommen, daß Werners Kameraden das Porträt des Führers mit Gläsern beworfen hatten. Vielleicht hatte er den Schwund im Magazin gemerkt.

Der Zahlmeister zechte mit Schmatzler. Und er erpreßte die jüdischen Familien. »Die Juden haben gezittert, wenn der ist gekommen. Sie haben sich geholt Schmuck von den anderen Juden, zu geben dem Zahlmeister. Ein Jude war so ausgeräubert, hat sich genommen das Leben.«

Werner sagte: »Der Kerl muß hier weg.«

Der Zahlmeister hatte sein Büro in der Schule. Werner hatte den Schlüssel. Den bekam der Junge.

»Ich habe auch gesucht die Brillanten bei ihm. Im Schrank und überall, aber nichts gefunden«, erinnert Rubinstein an den Moment, als er mit einer Taschenlampe in das Wehrmachtsbüro geschlichen

war. In der Schreibtischschublade lagen nur Papiere und ein paar Lederhandschuhe.

Als der Zahlmeister am nächsten Tag die Schublade aufzog, explodierte eine Handgranate. Alle, sagt Rubinstein, hätten es für Selbstmord gehalten. Eine Akte über den Tod des Zahlmeisters gibt es nicht. Nur der Polizeibeamte Walter Thormeyer, der damals bei der Krosnoer Kripo war, erwähnte dreißig Jahre später im Kriegsverbrecherprozeß gegen den Gestapo-Dolmetscher Oskar Becker den Zahlmeister der Wehrmachtseinheit. Die Polizei hatte gegen ihn wegen Untreue ermittelt, weil er Juden auf eigene Faust beraubte.

Da war ein Offizier, der den Major umgarnte. »Vorsicht, die Augen«, sagte der Junge. Der Mann sah Werner niemals an. Rubinstein ging zu Pfeiffer, er war ein alter Landser und guter Freund. »Pfeifferchen, wenn du triffst den Wichser, rede mit ihm und achte, wie er dich anguckt.«

Pfeiffer traf ihn und sagte: »Der ist komisch. Wir reden lieber mit dem Major.« Die Gruppe besprach sich, jeder hatte das Gefühl, der Kamerad spionierte für die Nazis.

»Da habe ich gesagt, da muß man ihm auch ein Krankenhaus besorgen, daß er sich ein bißchen kann erholen.« Der Offizier ist so unglücklich gefallen, daß er sich alle Knochen gebrochen hat. Nach der Genesung wurde er in eine andere Einheit versetzt. »Ich soll sterben für die Wahrheit. Alles ist gewesen, wie ich gesagt.«

Zu Rubinsteins Aufgaben gehörte jetzt auch, die Juden, die mit bloßen Händen Straßen bauen mußten, heimlich mit etwas Eßbarem zu versorgen. Die ausgehungerten Menschen wurden, wenn sie vor Erschöpfung liegenblieben, von den Wachen getötet. Es waren Ukrainer. Gnadenlos wie die Ukrainer waren auch einige der jüdischen Bewacher der Arbeitskolonnen. Der Pole Kazimierz Wawsz-kowicz, der damals 15 Jahre alt war und Milch für Rubinsteins Aktionen besorgte, erinnert sich, wie schockiert sie damals über diese Juden waren, die ihre eigenen Leute quälten. Es seien Juden aus armen Familien darunter gewesen, die, nun von den Deutschen mit einer Funktion bedacht, gegen die wohlhabenderen Glaubensbrüder ihren niederen Instinkten Lauf ließen.

Rubinstein wartete mit Kameraden hinter Büschen, um sich an die Juden in einem unbeobachteten Augenblick herzuschleichen und ihnen etwas Brot zuzustecken oder einen Schluck Milch zu geben. Es

waren gefährliche Momente, denn die ukrainischen Wachen schossen sofort.

Kein Auftrag lenkte ihn ab von Maria. Die Schwester und Sala, die Kinder und die Mama, warum kamen sie nicht? Sylvin Rubinstein fuhr immer wieder mit dem Major nach Krakau. Später fuhren sie in Richtung Brody. Aber sie kamen nicht zur Goldstraße. Das Getto erfuhr Rubinstein, war geschlossen. Zweimal reiste er mit Kurt Werner nach Warschau. Aber auch dort gab es kein Lebenszeichen von Maria.

Werner hat sich immer wieder nach Maria erkundigt. Und Sylvin Rubinstein hat viel von ihr gesprochen. Aber wie sollte Werner wissen, daß Maria in jedem Raum war, den Rubinstein betrat. Daß sie mit ihnen im Auto saß, wenn sie nach Krakau fuhren. Daß er ihre Absätze neben sich hörte, welchen Gehweg auch immer er benutzte. Werner gab ihm Aufgaben. Rubinstein erfüllte sie für Maria. Aber die Aktionen und Gefahren, in die Werner ihn stürzte, zogen Rubinstein fort von seiner Schwester. Dafür hat Rubinstein Werner manchmal gehaßt.

Eines Tages sagte Werner: »Junge, ich hab eine Überraschung für dich.« Sie gingen zu einem kleinen Hotel, das gleich beim Deutschen Hof lag. Sie gingen hinauf zu den Zimmern. Sie klopfen an einer Tür, sie traten ein.

»Mama«, rief Rubinstein. »Mama, was machst du hier. Die Malke ist gefahren, dich holen.« Das Entsetzen war stärker als die Wiedersehensfreude. Die Mutter hatte in Warschau gehört, daß er in Krakau war, dort, daß er in Krosno war.

Der Major hielt ihn fest. »Du hast Aufgaben hier«, sagte er. »Du kannst hier mehr für deine Leute tun. Wir brauchen dich. Deine Mutter kann Maria holen.«

Die Mutter in dem Hotel, diese »Überraschung« steckt in Rubinsteins Brust wie ein Speiß: »Ich wollte fahren.« Aber sie ließen ihn nicht. Die Mutter nicht und auch Werner nicht. Diese Wunde blutet wie frisch. »Warum bin ich nicht gefahren? Sie könnte leben.«

Kurt Werner hat die Mutter noch am selben Tag zum Bahnhof gebracht, irgendwo hinter Ivonicz. Von da ist sie zurück in Richtung Brody gefahren. Und auch sie kehrte niemals wieder.

Der alte Mann weint, wann immer er an diesen Tag denkt. Dann hat er Kurt Werner satt, dann haßt er ihn, weil der Speiß sich immer tiefer bohrt. Dann will er nicht mehr für seinen Major durchs Feuer

gehen, dann will er ihn hineinstoßen, daß er verbrennt, verschwindet aus dem Leben, das nicht mehr Rubinsteins war, das jetzt Kurt Werner bestimmte.

XXIII

Wenn in dem kleinen Fernsehapparat, der auf einem Nachttisch in der Küche steht, eine Dokumentation über die Vernichtung der europäischen Juden läuft, hockt Sylvin Rubinstein ganz dicht vor dem Bildschirm. Dann sucht er nach Leben auf fast sechzig Jahre altem Zelluloid. Die Bilder zerreißen ihn, sie quälen, wie sie einen quälen müssen, der weiß, daß dies keine Filme sind, sondern Menschen waren. Aber er kann sich nicht abwenden, er will kein Gesicht verpassen, auch wenn es ganz dunkel ist und klein, ganz hinten, irgendwo in einer Menschenschlange.

Maria war auf keinem Millimeter Film. Einmal, er hat sich sehr erschrocken, hat Rubinstein eine Frau erkannt, sie wurde verhaftet und Stufen zu einem Gebäude hinaufgeführt. »Es war Rosalia«, sagt Rubinstein, »Rosalia Rosenheimer. Sie war eine Agentin.«

Maria aber ist nur in seinen Träumen. Dann geht Rubinstein die Goldstraße von Brody entlang, ein Jude steht dort in seinem Kaftan und sagt: »Wir warten auf dich.« Er geht die Straße weiter, in der sich die Bäckerjungen an die Hauswände lehnen mit den Körben voller Beigeles. Am Ende der Straße wartet Maria.

Rubinstein hat nie erfahren, ob seine Schwester die Goldstraße in Brody jemals erreicht hat, nachdem sie sich getrennt hatten auf dem Warschauer Bahnhof. Er weiß nicht, ob Maria und ihre Mutter sich noch einmal wiedergesehen haben. Er weiß nichts über Sala und die Kinder.

Manchmal öffnet sich in seinen Träumen eine Truhe. Gleißendes Licht strömt heraus. Sie ist voller Perlen. Er greift hinein, aber die Perlen sind alle verklebt.

Rubinstein hat lange gesucht. Der Name Maria Rubinstein steht auf vielen der kleinen Karteikarten, die der Internationale Suchdienst des Roten Kreuzes angelegt hat. Es war kein seltener Name in Osteuropa. Keine war seine Schwester. Er ist andere Wege gegang-

gen. »Wieviel habe ich gegeben den Polen, zu finden meine Schwester.«

SS und Sicherheitspolizei hatten nach dem Einmarsch in Brody gewütet. Intellektuelle wurden verhaftet, gefoltert und erschossen. Ukrainer, Polen und Juden, die als Kinder miteinander über die Felder gezogen waren, waren zu Todfeinden geworden.

Rubinstein hat oft mit dem alten Lepka über Brody gesprochen. Lepka ist Pole aus Brody. Damals hatte er im Hotel Salzmann gearbeitet. Er versicherte Rubinstein, daß alle Juden geholt worden seien.

Viele der Juden von Brody, die unter dem Boykott der Polen seit 1937 gelitten hatten, hatten sich nach dem Einmarsch der Russen 1939 mit den Kommunisten arrangiert. Vor allem Intellektuelle, die schon vorher mit dem Sozialismus sympathisierten, hatten unter dem sowjetischen Regime Funktionen übernommen, die ihnen unter einer polnischen Regierung niemals offenstanden. Auch die Mutter, Rachel Rubinstein, stand auf seiten, vielleicht auch im Dienst der neuen Herren aus Moskau, denkt Rubinstein manchmal. »Sie war eine Edelkommunistin«, sagt er. So nennt er die, die für die Ideale des Sozialismus einstehen, nicht für die Partei. Sylvin Rubinstein hat selbst immer wieder Kontakte zu kommunistischen Gruppen gehalten. »Die Kommunisten haben den Juden nichts getan.«

Unter den Polen setzten in Brody 1940 viele die Juden mit den Kommunisten gleich. Zum Teil, weil der Antisemitismus fest verankert war in Polen, zum Teil aus bitteren Erfahrungen der kurzen Phase stalinistischer Herrschaft.

So erinnert sich ein in Brody aufgewachsener Lehrer, daß nur der örtliche polnische KP-Chef noch verhindern konnte, daß seine jüdische Lehrerin ihn, als er noch ein kleiner Junge war, in ein sowjetisches Strafheim stecken wollte. Sie war mit einer Karosse an ihm vorbeigefahren und hatte ihn mit Dreck bespritzt. Der Junge hatte gerufen: »Alte Judenkuh.«

Die Kinder, die in das Strafheim gingen, kamen nie zurück. Kaum einer der aus Brody verschleppten Polen überlebte die russischen Lager, auch sein Onkel kam nicht wieder, und auch die Cousine nicht. Die Tante war Lehrerin und hatte heimlich weiter polnisch unterrichtet, da wurde die ganze Familie in einem Waggon in den russischen Winter gefahren.

Er war kein Antisemit. Nach dem Einmarsch der Deutschen hatten

seine Eltern eine jüdische Familie monatelang hinter einer doppelten Wand in der Küche versteckt. Eine Nachbarsfamilie war erschossen worden, weil sie Juden aufgenommen hatte, Kinder, Mutter, Vater, sieben Menschen.

Maria und Sylvin Rubinsteins ruthenischen Spielkameraden hatte Hitler einen eigenen Staat versprochen. Und hatte sie betrogen. Sie schlugen gemeinsam mit SS und Sicherheitspolizei die Juden tot. Alle öffentlichen Funktionen, die nicht von Deutschen besetzt waren, übernahmen Ukrainer. Und hat sie betrogen. Die Juden mußten jetzt durch die Straßen marschieren und singen: Stalin hat uns nichts gelehrt, aber Hitler hat uns das Arbeiten gelehrt.

Anfang 1942 wurden 1500 Juden aus Brody in ein Arbeitslager gebracht. Sie mußten Straßen bauen, bis sie vor Erschöpfung umfielen. Im September wurden weitere Juden aus ihren Häusern gejagt, einige Hundert auf der Stelle erschossen, ungefähr 2000 in das Lager Belzec verschleppt. Um die Synagoge herum wurde ein Getto eingezäunt. Im November gingen weitere Transporte nach Belzec.

In Belzec gab es nicht viele Baracken. Das Lager, in das ein Eisenbahngleis hineinführte, war klein. Rund um den Stacheldrahtzaun waren Bäume gepflanzt, Zweige waren hineingeflochten. Das Lager war im Februar 1942 in Betrieb genommen worden. Die Güterzüge, die Belzec anfuhrten, hatten 40 bis 60 Wagen. In jedem standen 100 bis 150 Menschen, manche waren schon auf dem Transport gestorben. Die ankommenden Juden wurden in eine Entkleidungsbaracke getrieben, in der sie sich ausziehen mußten. Frauen wurden die Haare abgeschnitten. Haar ließ sich verkaufen. Von der Baracke führte ein langer Gang, zwei Meter breit zwischen hohen Zäunen, zu drei anderen Baracken. Diese acht mal zwölf Meter großen Holzbaracken hatten doppelte Wände, deren Zwischenraum zur Isolierung mit Sand aufgefüllt war. Sie waren in drei Räume aufgeteilt, jeder vier mal acht Meter groß. Der Boden und die Wände waren bis zu einer Höhe von über einem Meter mit Zinkplatten ausgekleidet. Jede Tür hatte Gummistreifen an den Seiten, so daß sie hermetisch zu verschließen waren. Die Türen waren aus Hartholz. Neben den Baracken standen Dieselmotoren, deren Abgase in die Baracke geleitet wurden.

Im April 1942 wurde eine größere Gaskammer aus Ziegeln und Beton gebaut, die sechs Zellen von vier mal fünf Metern enthielt. Im

Zentrum des Gebäudes lag ein Korridor mit drei Türen an jeder Seite, die in die Gaskammern führten. Jede Kammer hatte eine weitere Öffnung an der Außenseite, durch die die Leichen der Opfer später entfernt wurden. Die neuen Gaskammern faßten 1000 bis 1200 Personen.

Belzec war ein effizientes Lager. Jeweils ein Dutzend Wagen wurde vom Güterzug abgekoppelt und mit einer Rangierlock zur Rampe gezogen. Zuletzt dauerte es nur noch eine Stunde, von der Ankunft der Menschen bis zum Abtransport der Toten. Ein Herr Professor Pfannenstiel, der aus Deutschland gekommen war, um die deutsche Effizienz zu bestaunen, legte sein Ohr an die Wand, um zu lauschen, was drinnen vor sich ging. Der Professor sagte: »Wie in der Synagoge.«

600 000 Menschen, ermittelten Historiker, wurden in Belzec ermordet, Juden, Zigeuner und Polen. Namenslisten wurden im Vernichtungslager nicht geführt. Im Dezember 1942 wurde das Lager von der Leitung der Aktion Reinhard geschlossen. Zu diesem Zeitpunkt gab es fast keine Juden mehr in Galizien. Die Überlebenden aus dem Getto in Brody wurden jetzt nach Majdanek gebracht.

Einige wenige hielten sich noch lange im geräumten Getto versteckt. Sie kletterten in die Kamine, mauerten sich in Wände ein. Eine große Gruppe blieb lange unentdeckt, bis ein paar plündernde Ukrainer noch einmal durch die Häuser strichen und auf die geheime Höhle stießen. Die Mörder rückten an. Alle wurden erschossen.

Etwa 300 junge Juden aus Brody waren in die Wälder geflohen, um als Partisanen zu kämpfen. Nur wenige von ihnen hatten Waffen, italienische Gewehre. Sie kooperierten mit ukrainischen Kommunisten und einer polnisch-kommunistischen Gruppe der Arbeiterpartei PPR, die sich im Getto von Lemberg gebildet hatte.

Auf der Liste der Überlebenden von Brody, die das Holocaust Memorial Museum in Washington zusammengestellt hat, stehen 64 Namen. Der Name Maria Rubinstein ist nicht dabei. Einer der Täter von Brody, Günther von Jordan, hat über den Mord an den Juden in diesem östlichen Teil Galiziens, in dem sich Maria und Sylvin Rubinstein einmal mit dem Morgentau wuschen, ein Sonett geschrieben, gewidmet seinem Führer Adolf Hitler:

Der Kordon. Sie stehen wachend an den Stacheldrähten, / die ihre Sperre durch das Ghetto ziehn. / Die Karabiner richten sich auf je-

den, / der versucht, dem Treiben zu entfliehn. / Der Stahlhelm
schirmt behäbige Gesichter / von Vätern, die schon alt hier draußen
stehn. / Sie fühlen sich nicht als Kläger oder Richter. / Sie dienen,
ohne rechts und links zu sehn.

Die Häscher. Sie sind noch jung; es giert in ihren Blicken / die Sucht,
zu kosten, wie das Leben schmeckt, / nach Frauen, Rausch und gräß-
lichen Geschicken / und nach dem Grauen, das die Sinne weckt. / Sie
suchen in den stinkend schmalen Gängen, / in Höhlen, Kellern, unter
Kot und Dreck / nach den Verängstigten, die sich dort drängen, / und
zerren sie zum Sammelplatze weg.

Die Opfer. Sie gehen langsam durch die öden Gassen, / sie wissen,
daß es keine Rettung gibt, / und wundern sich, warum sie so geliebt /
das Leben, das sie nun verlassen. / Denn furchtbar ist das Elend der
Gestalten, / die Laster und Entbehrung hat zerfressen / und deren
Augen jedes Glück vergessen, / wie sie sich mühsam schwankend
aufrecht halten. / Die Kleider stinken an der warmen Luft / und
schlottern mürbe an den dünnen Leibern. / So zieht der Zug von Män-
nern, Greisen, Weibern / in würdelosem Schweigen stumm vorbei. /
Nur manchmal tönt ein jammervoller Schrei / von einem Kind, das
seine Mutter ruft.

Die Helfer. Am Sammelplatz (nichtdeutsche) Polizei, / Gesichter breit
von Knechten und von Bauern. / Sie sind mit Feuereifer heut dabei /
und kennen kein Bedenken und Bedauern. / Sie hassen dieses Volk,
das sie bestahl, / und fühlen sich durch den Befehl befreit. / Sie denken
zornig mancher alten Qual / und freuen kindlich sich an fremdem
Leid. / Rasch in die großen Körbe sammeln sie / den bill'gen
Schmuck, den ihre Opfer tragen. / Sie suchen Geld in jeder Kleiderfal-
te. / Und dann verladen sie wie schlechtes Vieh / die Menschenleiber
auf die großen Wagen, / und vorwärts geht es nach dem nahen Walde.

Die Schlächter. Und die Massen schreiten zu der großen / Grube.
Kleider werden ihnen abgerissen. / Nackend werden sie hineingesto-
ßen, / und die Luft hallt von Pistolenschüssen. / Mit verglasten Au-
gen völlig trunken / feuern Männer aus Maschinenpistolen. / In die
Leiber, die dort hingesunken, / schießen sie im Takt der Blutrausch-

tollen. / Zuckend sieht man Glieder sich verrenken. / Kugeln klatschen pfeifend in das Nackte, / treffen Arme, Beine, Brüste, Hände, / schlagen auf an Köpfen und Gelenken. / Jeder liegt da, wo der Schuß ihn packte – / und das große Sterben nimmt kein Ende ...

Die Kinder. Auf dem Wege, wo der Wagen rollte, / liegt ein totes Weib im Straßenkot, / der vielleicht, als sie entfliehen wollte, / rasch ein Flintenschuß noch Halt gebot. / Niemand hatte Zeit, sie wegzuräumen, / und die Kinder, die nun draußen spielen, / stehn dabei mit seltsamen Gefühlen / und beschau'n das letzte große Träumen. / Sie erklären kindlich klar und scharf, was der Tag an Neuigkeiten brachte; / denn sie wissen von dem ganzen Morden. / Und die Kinder sind nun so geworden, / daß es ihnen wenig Eindruck machte, / weil sie lernten, daß man töten darf.

Gebet. Herr, der Du dieses alles zugelassen, / Du trägst mit uns an unsrer großen Schuld. / Wir bitten Dich, hab nun mit uns Geduld, / wenn wir Dir zürnen und Dich beinah hassen. / Allwissender, nun kannst Du es verstehen, / warum der große Mord geschehen mußte. / Nimm unsern Herzen des Entsetzens Kruste, / und laß uns wieder Deine Wege gehen. / Allmächtiger, gib uns die Kraft, zu glauben, / daß Du auch dieses Unrecht kannst verzeihn. / Laß unserm Volk nicht seine Seele rauben, / zerstör den Baum nicht mit dem schlechten Trieb. / Laß uns den Geist in letzter Stund' befrein. / Erbarme Dich – und dann, O Herr, vergib!

Heute liegt der Ort, der Brody heißt, und nicht mehr Brody ist, in der Ukraine. Es leben viele Russen dort. Denn in Brody waren SS-20 - Raketen stationiert, bis Michael Gorbatschow die Sowjetunion auflöste.

Wegelagerer pressen Reisenden heute eine Umweltgebühr ab. Das ist nur eine neue Wortschöpfung für einen moderaten Straßenraub. Die schönen Räuberkaschemmen aber, in denen Joseph Roths Helden dem Wein verfielen und den Mädchen ins weiße Fleisch griffen, gibt es in Brody nicht mehr. Auch keine Märkte mit Honig, Hasenfellen und Seide und keine Holzbude mehr im Kastanienpark, mit der Eisverkäuferin, die den Jungen die Liebe lehrte.

Das Brody, das Literatur wurde, lebt nur noch in den Erinnerun-

gen des alten Tänzers auf St. Pauli. Und wenn die Herbstsonne durch das Fenster auf die alte Chaiselongue fällt, verschwimmen im samtweichen Licht Decken und Kissen zu einer Hügellandschaft. Ein kleines Geschwisterpaar läuft barfuß Hand in Hand über das herbstlich rote Land. Dann tanzt es mit den Zigeunerkindern. Ein Geiger spielt, und die Zwillinge zeigen den Rebbe-Tanz.

XXIV

Stimmen schallen vom Hof herauf. St. Pauli schläft nie. Das ist gut. Es läßt den alten Tänzer nicht allein. Die Stimmen unten streiten, es sind Nachbarn der Nacht. Wahrscheinlich geht es wieder um Heroin.

Das geht ihn nichts mehr an. Als das Heroin kam, war das schon nicht mehr sein St. Pauli. Einmal lag ein ganzes Paket in einer Bar, das liegt viele Jahre zurück. Ein Kerl wollte es schnell loswerden, weil die Polizei aufkreuzte. Er ist es losgeworden. Rubinstein hat es in den Müll geworfen.

Das war die Zeitenwende, als die Hippies mit ihren Schlafsäcken die Große Freiheit entlangzogen, hinunter zur Diskothek Grünspan. Er mochte die Hippies, mit ihren langen Haaren und den bunten Lammfellen. Aber mit ihnen kamen die Männer mit den Koteletten, die ein Goldstück um den Hals trugen, wie ein Amulett. »Danach ist gekommen nur noch Bruch.«

Nachts ist Krieg auf St. Pauli. Das war immer so gewesen. Vielleicht hat ihn der Kiez, wie sich St. Pauli selber nennt, und der auch immer roh war, damals hier festgehalten. Hier ging der Krieg weiter. Als Sinti die große Freiheit wollten, und dann die Österreicher. Morgens, wenn die letzten Gäste gegangen waren, wurde geschossen, und alle warfen sich auf das Pflaster. Damals, als man noch »blaue Bohnen« sagte.

Es waren nur kleine Kriege zwischen Zuhälterbanden, und auch mit der Polizei. Aber das Wagnis, die Finten, das Vabanquespiel, das niemals Spiel war, die schnelle Hand, die zugreift, die Reflexe, das wache Auge, die Momente des kalten Schweißes, der Gefahren und kalten Triumphe – es ging weiter auf St. Pauli. Sylvin Rubinstein brauchte die Balanceakte über die Klippen, die Konspiration.

Und der Wiener Zuhälter, damals? Er wollte ihn umlegen, weil die Bande der Gräfin noch Geld schuldete. Er hatte sich vor dem Haus herumgedrückt, dann im Hof umgesehen, und als er im Türrahmen stand, hatte Rubinstein ihm schon den Totschläger übergezogen. Er hat den Revolver des Österreichers geschnappt und aus dem offenen Fenster in den Hof geworfen. Da kauerte der Kerl nun in der Küche der Gräfin und zitterte. Darauf haben sie kapituliert und Donna eine schöne Standuhr gebracht, und alte Möbel. Für Rubinstein war der Krieg niemals vorbei.

Wie sollte er Frieden ertragen? Maria war nicht da. Einen faulen modernden Frieden, in dem die Mörder herumliefen? »Aus dem besten Menschen«, sagt Rubinstein. »kannst du machen eine Hyäne.«

Auch in Krosno wurde sein Krieg nachts geführt. Dann kamen Partisanen in die Stadt. Rubinstein wartete auf sie an der Ölpumpe in der Nähe des jüdischen Friedhofs. Sechs Mann, manchmal acht Mann, er geleitete sie zur Franziskanerkirche. Der Priester war eingeweiht. So mancher Bote des Widerstands verbrachte eine Nacht bei den Särgen in der Krypta der Großfürsten Oswiecim.

Die Menschen der Region, katholisch, konservativ und bärbeißig, bildeten sehr früh lokale Widerstandsgruppen. Bald sickerten in die Wälder der Beskiden und Karpaten Kämpfer aus ganz Polen.

Seit Frühjahr 1940 strichen hier polnische Partisanen durch die Dörfer. Sie versteckten sich im Grenzgebiet zur Slowakei, sicherten Geldtransporte der Widerstandsbewegung, die aus Ungarn via Slowakei ihren Weg über die Karpaten nach Polen nahmen. Der größte Partisanenverband in den Wäldern südlich von Krosno gehörte zur nationalen Widerstandsbewegung – zuerst *Sluzba Zwyciestwu Polski* (Dienst für den Sieg Polens), bald *Zwiakzek Walki Zbrojnej* (Verband für den bewaffneten Kampf) und zuletzt *Armia Krajowa* (Heimarmee), kurz AK genannt. Er unterstellte sich dem Befehl der polnischen Exilregierung in London.

Später rückte in der Region Krosno eine Frau an die Spitze eines Partisanenverbandes: Franziska Kochana, genannt »Oblonski«, die im Gebiet Krosno die legendäre Einheit »KN-24« befehligte.

Die Kommunisten der GL (*Gwardia Ludowa* – Volksgarde) überfielen ein gutes Dutzend kleiner Polizeistationen und Grenzschutzstellen im Nachbarkreis Jaslo und erbeuteten Waffen und Munition.

Eine Gruppe um den russischen Offizier Wiktor erlitt schwere Ver-

luste, als eine weitere Gefangenenbefreiung im Lager bei Rymanow, 15 Kilometer von Krosno entfernt, von einem Spitzel der Gestapo, der sich unter den Lagerinsassen befand, verraten wurde. Wiktor griff immer wieder die Lager an. Er war selbst aus einem Gefangenenlager befreit worden. Der Russe wurde später von Einheiten der rechtsgerichteten NSZ (Narodowy Sily Zbrojne – National bewaffnetes Lager) erschossen.

In einem eigenen bewaffneten Verband, der sich der Heimatarmee unterstellte, kämpften Sozialisten, die nach 1943 auch noch einmal über 1500 Kämpfer in der Region vereinten.

Über Krosno lief auch der Kurierweg des Oberkommandos der Armia Krajowa von Warschau nach Budapest.

Das sagen die militärischen Berichte.

Sonderpolizei und Wehrmacht mieden die Wälder. Denn viele kamen von dort nicht zurück. Davon spricht Wolfgang Adolf, der bei den Partisanen der kommunistischen Arbeiterpartei Polens bei Krosno kämpfte. Er schildert, daß sie Konvois überfielen, immer mehr Waffen erbeuteten und Uniformen, die sie beim nächsten Überfall anzogen, daß sie Vieh holten, das die Deutschen abtransportieren wollten, und daß sich die konkurrierenden Partisanengruppen am Dukla-Paß miteinander absprachen. Er spricht von den Russen, die aus dem Gefangenenlager entkommen waren und sich ihnen angeschlossen hatten. Und er berichtet, daß auch die Deutschen um ihr Leben bettelten, wenn sie in einen Hinterhalt gerieten. Dann behaupten die Soldaten, sie hätten immer nur auf Befehl geschossen.

Gestapo, Kripo, Gendarmerie und Sonderpolizeien suchten die Unterstützer der Partisanen in den Dörfern. Dort schossen Partisanen nicht auf Deutsche. Sie fürchteten die Vergeltungsaktionen an der Dorfbevölkerung. So holte die Gestapo dort Polen aus ihren Häusern zu Verhören, von denen sie nicht zurückkamen. Davon sprechen die Akten der Justiz.

Rubinstein spricht immer wieder von den Krähenfüßen, die sie auf die Straßen warfen von Ivonicz bis Jaslo, an denen die Deutschen ihre Reifen aufrissen. Von Schießpulver und Zucker in den Tanks der SS-Fahrzeuge. Und er spricht von den Minen und einem deutschen Kommunisten unter Werners Landsern. Er habe zusammen mit einigen anderen Minen gelegt, auf der Straße nach Osten, einfach Lö-

cher gebuddelt und sie darin versenkt. Dann haben sie Sträucher darauf gelegt.

»Du Töpp! Du Idiot!« hat der Junge gesagt und hat recht behalten. Die SS hat die Sträucher auf der Straße liegen sehen. Dann sind sie mit ihren Autos drum herum gefahren und haben Steine und Stöcke auf die Zweige geworfen. Da sind die Minen explodiert.

Werner hat davon erfahren. Er war wütend. Später haben sie wieder die Minen gelegt. Sie haben nur etwas leichte Erde darüber gestreut, an einer Stelle, wo viele Blätter lagen.

Ein deutscher Kommunist, polnische Partisanen und ein Major der Wehrmacht – Legenden eines alten Mannes auf St. Pauli? »Ich weiß nicht, wie er hat gemacht, Werner, er war wie ein Vater. Und alle sind gefolgt.«

Werner hatte den Charme eines Draufgängers, und er war entschlossen. Auch später haben ihn alle »Mars« genannt. Mut war ihm eine Tugend. Er kannte die Furcht, aber er ließ sie nicht gelten. Er war sicher im Urteil, verbindlich, er hörte zu und konnte herzlich lachen. Er erwiderte niemals ein »Heil Hitler«, blieb provokant kühn grußlos. Rubinstein bereitete es manchmal diebische Freude, wenn Werner auf den deutschen Gruß ein »Scheiß Hitler« nuschelte.

»Aber ich habe auch gehabt Angst vor ihm«, sagt Rubinstein. Der »Junge« war ein Springer in Werners Spiel, aber er kannte vorher nie die Züge. Sylvin Rubinstein dachte immer nur an Maria. Manchmal haßte er Werner, denn er hielt ihn in Krosno fest. Es war Werners Todesmut, der alle immer wieder sprachlos machte, aber Rubinsteins Leben, das der Major riskierte.

Moniek Peres fällt Rubinstein ein. Auch er war nur ein kleiner Knoten in Werners feinmaschigem Netz.

Monieks Nerven lagen blank. »Solange ich hier bin, bleibe hier«, riet ihm Rubinstein, »wenn es zu heiß wird, hole ich dich schon raus.« Aber Rubinstein verstand ihn gut, die Anspannung fraß auch seine Kräfte. Er war krank vor Ungewißheit. Was war mit Maria? Er schlich sich zu einem alten jüdischen Arzt, der schon lange keine Praxis mehr hatte und auch keine Hoffnung. Er gab Rubinstein Spritzen, die ihn stärkten.

»Ich gehe lieber zu den Partisanen in den Wald«, sagte Moniek. Aber Moniek Peres war ein Jude aus Warschau. Juden konnten nicht so einfach zu den Partisanen gehen. Auch in den Wäldern hielt sich

der polnische Antisemitismus. Es gab Partisanengruppen, die Juden erschossen.

Wolfgang Adolf, der damals in der Nähe von Krosno in einer Partisanengruppe der Kommunisten der Polnischen Arbeiterpartei, PPR, kämpfte, wagte lange nicht, seine jüdische Identität preiszugeben. Er war damals von der AK zu den Kommunisten geschickt worden, weil sie mit ihm nichts anzufangen wußten. Adolf erinnert sich an heftige Diskussionen unter den Partisanen. »Warum schießt die AK auf Juden?« fragten sie. »Wir kämpfen doch alle gegen Hitler.«

Adolf hatte auch Kontakt zu einer jüdischen Gruppe, der die PPR auch nicht gestattete, sich ihnen anzuschließen. Sie war kaum bewaffnet. Die Gruppe der PPR gab ihnen immerhin von ihren Lebensmitteln ab.

Sylvin Rubinstein mochte Moniek, sie saßen im selben Käfig. Moniek bekam einen wichtigen Auftrag. Er kehrte davon nicht zurück. Rubinstein hat herumgefragt unter den Freunden. Niemand wußte etwas von irgendeinem Kommando. Aber Moniek war erschossen worden.

Rubinstein hat den Major gestellt. Aber Werner ist ihm ausgewichen. Rubinstein nahm sein Kragenende in den Mund, wo die Zyanalkapsel eingenäht war. »Ich will Antwort oder ich beiße zu.« Es muß eine erregte Situation gewesen sein, Rubinsteins Augen müssen geglüht haben, wie sie heute glühen, wenn ihn der Zorn beherrscht. Denn Werner nahm die Drohung ernst. »Moniek wollte abspringen«, sagte Werner. Da, erzählt Rubinstein, habe ein »grausamer Haß« in ihm getobt.

Der Junge sagte: »Ich muß die Schuhe wechseln. In diesen kann ich nicht mehr laufen.« Er ging zum Haus der Frau Klos in sein kleines Zimmer. Er zog seine Budapester an. Ein Bündel hätte ihn verraten, niemals durfte ein Jude ein Bündel tragen, nur die Pistole steckte Rubinstein ein. Dann ging er. Er nahm die Landstraße nach Jaslo. Er war weit gelaufen, als er von einem deutschen Auto überholt wurde. Der Wagen hielt. Werner stieg aus und ging auf Rubinstein zu. »Junge«, sagte er, »mach keine Dummheiten.«

»Warum?«

»Weil du mir vertrauen kannst.«

»Vertrauen?«

»Wir brauchen dich. Du hast ein gutes Gesicht, das du überall zeigen kannst, und du hast Mut.«

»Und wann habe ich eine Kugel im Gesicht?«

Da nahm Werner den Jungen in den Arm. Aber Rubinstein stieß ihn zurück.

»Dann muß der, der Moniek erschossen hat, auch sterben.«

Wie Trutzburgen stehen sechs Kilometer von Krosno bei Miejsce Piastowe zwei Klöster, links der Straße zum Dukla-Paß das Männerkloster. Rubinstein sieht die Mönche und die Kinderhände, die kleinen klammen Finger, die Kartoffeln schälen. Das Kloster war auch ein Waisenhaus. Viele dieser Menschlein lebten damals in dem Männerkloster. Rechts der Straße in einem kleinen Park liegt das Frauenkloster, dahinter der Ort, ein paar Häuser und Ställe und eine Kirche.

Rubinstein, der Angst hatte, daß die Männer von der SS, sollte er einmal in ihre Fänge geraten, ihm die Goldbrücke herausreißen würden, wurde von der Zahnärztin in Krosno, die sich weigerte, eine so schöne Arbeit zu zerstören, zum Frauenkloster in Miejsce Piastowe weitergeschickt. Hier behandelten Nonnen von Zahnschmerzen geplagte Polen. Als Rubinstein vor dem Behandlungsraum des Klosters wartete, hörte er eine deutsche Stimme, lugte durch den Türschlitz, sah eine deutsche Uniform, nahm Reißaus und verfluchte die Schwester.

Er tat ihr unrecht.

Schwester Teresa, deren Schmunzeln und lustig verschmitzte Augen noch heute viel Lebensfreude unter der Schwesternhaube verraten, behandelte, nachdem sie ein paar Semester Zahnmedizin studiert hatte, viele Patienten im Kloster.

Auch ein deutscher Militärzahnarzt hatte seine Praxis im Kloster und gab ihr auch von seinen Materialien ab, die er für seine deutschen Patienten aus dem Reich bezog.

Schwester Teresa, die bis heute eine lebendige Patriotin ist, gehörte damals zu den Nonnen, die jüdische Kinder versteckten. Sie war eine mutige, junge Frau, die nachts in einer deutschen Uniform zum Versteck des verfolgten Priesters Gorecki aus dem Männerkloster gegenüber schlich, um ihm Informationen zu bringen, und sich so sicher wie zu Gott auch zum Widerstand hingezogen fühlte.

Auch ihr sind deutsche Soldaten begegnet, die im Kloster einquartiert waren und an die sie sich mit einem Lächeln erinnert. Da war

dieser junge Flieger, der ihr immer zustimmte, wenn sie auf die Deutschen fluchte, und sie oft tröstete: »Weinen Sie nicht, Schwestern, es kommt auch eine andere Zeit.« Er war oft lustig, und die jungen Nonnen mochten ihn alle.

Irgendwann, er war schon an einen anderen Standort versetzt, zog der junge Pilot mit seiner Maschine waghalsige Kreise über dem Kloster. Alle sahen hinauf zum Himmel. Da muß er zu tollkühn geworden sein, er konnte seine Maschine nicht halten und stürzte hinter dem Kloster ab. Als die Schwestern den Toten aus den Trümmern zogen, fanden sie die Briefe, die er an sie geschrieben hatte und über Miejsce Piastowe abwerfen wollte.

Die alte Schwester Teresa weiß viel über diese Jahre. Aber wenn sie erzählt, bremst sie sich, als sei sie noch nicht sicher, ob es an der Zeit ist, alles zu erzählen. Ob sie nicht auch wußte, daß der versteckte Pater Gorecki später von Werners Soldaten nach Lemberg gefahren wurde, wo er einen sicheren Unterschlupf fand?

Das Männerkloster gehörte zu Rubinsteins wechselnden Nachtquartieren. Werner hatte ihn über den Lehrer des Ortes, Baranowski und Pater Gorecki an das Kloster vermittelt.

Rubinstein teilte eine Klosterzelle mit zwei jungen Priestern. Die beiden anderen mochten sich sehr. Als sich einer der beiden ihm zuwandte, lief Rubinstein hinaus und verbrachte die Nacht auf der Toilette. Homosexualität war für Sylvin Rubinstein voller Schrecken.

Morgens ist er in das kleine Dorf gegangen, weil er bei den Mönchen nicht mehr bleiben wollte.

»Ich kann sehen durch die Menschen«, sagt Rubinstein. Er sah das Gesicht eines jungen Bauern und wußte, daß er sich vor ihm nicht zu fürchten brauchte. Es war kein Bauer, sondern ein Schlosser, der Arbeit hatte im Kloster. Aber sonst hatte er sich in ihm nicht getäuscht. Der Schlosser lebte im Dorf und lud Rubinstein zu sich nach Hause ein. Drei Töchter waren im Haus, ein Junge und eine Frau voller Herzlichkeit.

Sie saßen zusammen bei Tisch. Die Frau hatte Innereien gekocht. Aber der Gast mochte nicht essen.

Der Hausherr hat dem Gast in die Augen gesehen, ist aufgestanden und hat Rubinstein zu sich gewunken. Sie sind hinausgegangen zum Bach hinter dem Haus, haben die Schuhe ausgezogen und die

Hosen hochgekrempelt. Der Schlosser hatte ein Netz mitgenommen, Rubinstein ist durch den Bach gegangen, hat die kleinen Fische aufgeschreckt und sie ihm zugetrieben. Es waren winzige Fische, aber einmal durch den Wolf gedreht, ergaben sie eine kleine Mahlzeit. Die Frau hatte das andere Essen warm gehalten und hat den Fisch gebraten. Dann hat der Hausherr das Tischgebet gesprochen, und sie haben gegessen.

Rubinstein ist lange bei der Familie geblieben. Und er hat weiter die kleinen Fischchen gegessen, und er hat sie selbst zubereitet, genau wie es die Mama gemacht hatte in Brody mit Zucker, Salz und Ei, und dazu Petersilie. Die Mädchen haben ihm zugesehen, und sie haben den Fisch auch gemocht, so wie er es zubereitete, auf jiddische Art.

Es war vor dem jüdischen Neujahrsfest 1942. Da wurde die Franziskanerstraße eingezäunt. Jetzt hatte auch Krosno ein Getto, das Tag und Nacht von der polnischen Polizei bewacht wurde.

Morgens stand die jüdische Polizei vor den Häusern. Die Männer mußten sich auf der rechten, die Frauen auf der linken Straßenseite aufstellen. Dann wurden zweihundert Arbeitskräfte ausgewählt. Die Männer mußten den Tag über Steine hämmern, die Frauen die Straßen fegen. Hunger legte sich jetzt über die Franziskanerstraße.

Dann kam der 1. September 1942. Auf dem Marktplatz hielten Mütter ihre Kinder fest, Männer umarmten ihre Frauen. Sie weinten und schrien. Dann gingen sie alle zur Verladung am Bahnhof.

Einige der wohlhabenden Juden bestachen die Gestapo. Die besorgte drei Lastwagen, versprach den Juden, sie in Sicherheit zu bringen, und kassierte. Die Fahrt endete gleich hinter dem Ort. Die Passagiere mußten sich in einer Reihe aufstellen und wurden mit einem Maschinengewehr erschossen.

Am Bahnhof waren lange Güterzüge eingetroffen, beladen mit Zementsäcken. Die Stuttgarter Firma Kirchhoff und andere bauten noch an Hitlers Unterstand. Die Juden hatten zwei Stunden Zeit, die Säcke abzuladen. Wer die Zentnersäcke nicht heben konnte, wurde erschossen. Es waren viele Frauen und Kinder unter den Menschen am Bahnhof, und die Säcke waren schwer.

Die Bahn sollte nicht leer fahren. Das Vernichtungsprogramm konnte auf gut ausgearbeitete Fahrpläne zurückgreifen. Als sie die Güterwaggons geleert hatten, wurden die Menschen in die Wagen

hineingetrieben, unter Schlägen und Schüssen, hundert Menschen in einen Waggon. Auf dem Gleis standen ungefähr sechzig Waggons. Der Zug fuhr nach Belzec. In der Franziskanerstraße lagen an dem Tag Tote auf der Straße und in den Häusern. Es waren diejenigen, die sich versteckt hatten. Die Gestapo war noch einmal durchgegangen. Die Schlüssel der jüdischen Wohnungen hatte Schmatzler in einem Koffer gesammelt.

Die Juden aus der Umgebung wurden auf den Marktplatz des Nachbarortes Rymanow getrieben. Mehrere tausend Juden knieten auf dem Platz. Sie wurden geschlagen, Ringe und Ketten wurden ihnen von Fingern und Hälsen gerissen, die Taschen durchwühlt.

Da stand der Arzt, Dr. Fink, auf. Seine Stimme beherrschte plötzlich den Platz. Er rief: »Mörder! Verbrecher! Bestien! Diesen Frevel werdet ihr büßen. Ihr glaubt, daß ihr den Krieg gewonnen habt, aber nur gegen uns wehrlose Juden. Gegen Amerika, England und Rußland habt ihr ihn verloren. Ich bin stolz, als Jude geboren zu sein und hier als anständiger Mensch zu stehen. Ich beneide euch nicht einen Moment, denn euer Verbrechen wird bestraft werden.«

Hilde Huppert, die heute in Israel lebt und damals mit auf dem Marktplatz stand, erinnert sich in ihrem Bericht, daß die Deutschen so perplex waren, daß sie ihn reden ließen. Dann stürzten sie sich auf ihn, und er verblutete auf dem Marktplatz von Rymanow, auf den die Sommersonne brannte.

Es dauerte bis zum frühen Abend, bis die durstigen Menschen, die seit Stunden auf dem Pflaster knieten, alle ausgeraubt waren. Dann wurden sie mit Gewehrkolben und Stiefeltritten den Berg hinunter zum Bahnhof getrieben. Dort warteten schon die Viehwaggons.

Nur Juden, die bei der Firma Kirchhoff Straßen bauten, wurden geschont und einige, die noch gebraucht wurden für die Arbeit am Flughafen und in der Ölindustrie. Ihr Schicksal entschied sich ein Jahr später, als sie in das Getto in Reszow gebracht wurden. Die Deutschen nannten die Stadt Reichshof.

Sylvin Rubinstein wird den Acker nie vergessen. Er hat zusammen mit dem Major auf der frisch aufgeworfenen Erde gestanden. Große Reifenspuren hatten ihnen den Weg gewiesen. Die Erde bewegte sich, als würde sie atmen. Blut drückte schwarz aus dem Boden.

Wenn Sylvin Rubinstein durch die Straßen von St. Pauli geht, sind die Schritte wie ein Tanz, bei dem das Bein in einer angedeuteten

Kreisbewegung in die erste Position zurückkehrt, um mit seinem sanften Auftreten dem anderen das Startsignal zu geben, so als balancierte er auf einem Drahtseil.

Denselben Gang könnte die aufgetakelte Kokotte gehabt haben, die damals in Krosno den Bürgersteig entlang zum Deutschen Hof balancierte, dem belebten Lokal an der strategischen Gabelung jener beiden Geschäftsgassen, von denen die große Adolf-Hitler-Straße hieß und die kleine das Getto war, wo jetzt im Sommer die Sonnenschirme davorstanden und der Treffpunkt war von SS und Gestapo.

Die leichte Dame mit dem großen weißen Hut und der Andeutung eines Schleiers, der sich über das geschminkte Gesicht legte, näherte sich vom Marktplatz her und öffnete ihre Handtasche.

Als die Fenster geborsten waren, Holz und Glassplitter am Boden lagen, es aus den Uniformen blutete und die bleichen Gesichter schrien, da hatte die Kokotte ihren Ballettschritt schon in die nächste Querstraße gelenkt, wo eine Limousine sie davonchauffierte. »Die Handgranate«, sagt Rubinstein, »war eine lange, mit einem Stab.«

Auf alten Fotos aus dem Stadtarchiv stehen Sonnenschirme vor dem Eckhaus. Deutscher Hof, das Schild ist deutlich zu lesen. Die Fenster sind heute andere. Nur wann ist der Schreiner gekommen, um die neuen Fenster einzusetzen? Anschläge auf deutsche Lokale ereigneten sich jede Woche irgendwo im Generalgouvernement.

129 Polen wurden in Krosno in einer Aktion während dieses Todesommers 1942 als angebliche Partisanen festgenommen. Da versteckte sich Rubinstein schon bei dem Schlosser im sechs Kilometer entfernten Miejsce Piastowe.

»Du mußt weg«, sagte Werner. Er hatte schon alles vorbereitet und hängte seinem Jungen einen Transportschein um den Hals.

An einem warmen Spätsommertag saß Sylvin Rubinstein in der Eisenbahn nach Berlin. Die Transportkarte hing um seinen Hals, er hatte ein Stoffabzeichen mit einem P, das er auf die Jacke zu nähen hatte. Die Papiere waren abgestempelt vom Arbeitsamt Jaslo, Nebenstelle Krosno. Darauf stand Turski, römisch-katholisch. Aber unter seinen Fuß hatte Rubinstein mit etwas Teer einen Davidstern geklebt.

Der alte Tänzer greift in die Krokodilledermappe. Er zieht die Transportkarte heraus, eine Arbeitskarte für polnische Arbeitskräfte

mit Fingerabdrücken und einem Foto, auf dem ein ausgemergelter, junger Rubinstein in die Kamera lächelt. Er hatte sich bei einem Dr. Merres zum Dienst zu melden, Unfallklinik steht auf der Karte. Der Rechtschreibfehler fiel nicht auf. Der Datumsstempel: 12. September 1942.

Turski fuhr zum freiwilligen Arbeitseinsatz in die Reichshauptstadt. Es waren nicht viele Polen, die sich dazu meldeten. Die meisten wurden bei Razzien von der Straße gesammelt und in großen Transporten zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt.

Er saß mit einer Dame im Coupé, sie war freundlich, etwas korpulent. Sie schnitt einen Apfel auf und teilte ihn mit Rubinstein. Rubinstein hatte ein Brot unter dem Arm. Er konnte es nicht teilen, denn es war der Schmuck darin eingebacken, der ihm noch geblieben war. Als sie später bei Breslau ins Deutsche Reich hineinfuhren, weinte Rubinstein. Die Frau griff nach seiner Hand und sagte: »Weinen Sie nicht. In Deutschland gibt es auch gute Menschen.«

XXV

Sylvin Rubinstein ist zurückgekehrt nach Miejsce Piastowe, dem kleinen Dorf hinter dem Kloster. Die Obstbäume blühten weiß und rosa, Sonne lag auf den gelben Butterblumenwiesen im Frühling des Jahres 2000. Miejsce Piastowe ist ein Dorf wie aus einem Kinderbuch mit kleinen Bauernhäusern aus kunterbuntem Holz.

Birken stehen auf dem katholischen Friedhof, der gleich neben dem Frauenkloster liegt. Die Besuche der Lebenden halten ihn lebendig. Sie stellen frische Schnittblumen in Porzellanvasen und entzünden Windlichte.

Aber der Flieder ist nicht mehr dagewesen, den Rubinstein auf ein Grab gepflanzt hatte, im Sommer 1942. Rubinstein ist durch Marmorplatten und einen Wald von Kreuzen geirrt, und er glaubte, daß er an der Grabstelle, die jetzt verwahrlost war, den Deutschen begraben hatte. Es war kein Kreuz dort, nur ein wenig Gras. Aber er war sich nicht sicher.

Der Tote war bei der SS gewesen. Er war einer, der das Böse, das über ganz Polen und dann weiter nach Osten ausgezogen war, nicht

mehr ertragen konnte, nicht die Demütigungen, nicht die Schläge, die seine Kameraden den Menschen zufügten, nicht die Morde. Er nahm eine Pistole, setzte sie sich an den Kopf und schoß.

Sein Tod war ein schwerer Verlust für den Major Kurt Werner. Denn der Mann hatte den Offizier auf dem laufenden gehalten über alles, was die SS plante oder tat.

Der Priester im Männerkloster weiß nichts über den Deutschen auf dem polnischen Friedhof.

Aber Jan Sobczyk, der Totengräber, der neben dem Friedhof lebt mit seiner Frau, den Söhnen, einem alten Traktor und dem kläffenden Spitz an der Kette, Jan Sobczyk kennt das Grab.

Rubinstein spricht den Bauern an, der auf einer Bank vor seinem Haus döst und auf den kleinen Wald von Kreuzen sieht. Weil Jan Sobczyk alt ist, so alt wie Rubinstein, und weil er ein gutes Bauerngesicht hat, und weil Rubinstein alt ist, so alt wie Jan Sobczyk, und ein gutes Gesicht hat, nehmen die beiden sich an die Hand und gehen noch einmal zusammen zum Friedhof.

Sie drücken die Zigarettenspitzen aufeinander, um die Glutkrone weiterzugeben, Sobczyk zieht den Rauch zwischen die Lippen, hinter denen schon lange keine Zähne mehr sind, daß der Tabak heiß aufglimmt. Sie sehen einander in die Augen, und das Nikotin weckt die Brüderschaft zwischen den beiden Alten, die geblieben sind aus einer anderen Zeit. Sie gehen zu den Gräbern, der große, schlanke Tänzer mit dem schwarzen Hut und der stämmige Bauer mit Schirmmütze, der den Totenacker heute wieder bestellt wie jedes andere Feld, nach den Gesetzen der Natur. Jan Sobczyk zeigt Rubinstein, wo das Grab war, in dem der Deutsche lag, dessen Gebeine er wieder hervorgeschaufelt hat, weil seine Kinder gekommen sind, um sie nach Deutschland zu holen.

Und sie reden über die Zeit, als die Willkür den Rhythmus der Totengräber bestimmte, und der alte Sobczyk erzählt von dem großen, schlanken Mann, der mit dem deutschen Offizier gekommen war und um den Legenden ranken in Miejsce Piastowe.

Und er erzählt die Geschichte von Adam, der versteckt war in dem Haus dort drüben und Feuer gemacht hatte im Herd. Und er erzählt von dem SS-Mann, der den Rauch gesehen hat, und das Versteck gefunden hat und Adam gepackt und geschlagen und die Waffe auf Adam gerichtet hatte.

In dem Moment ist der dünne Mann gekommen, ist auf den Deutschen zugesprungen und hat ihn niedergeschlagen, blitzschnell, mit wenigen Schlägen, dieser dünne Mann, mit ungeheuren Kräften. Und er hat den Deutschen gepackt, den Hals in seiner Ellenbeuge gehalten und gesagt: »Wenn ich dich am Lebe lasse, tötet ihr das ganze Dorf.« Adam hat ihn angefleht: »Laß ihn!« Er hatte Angst, wie alle Angst hatten vor der SS.

Aber der dünne Mann hat nicht auf ihn gehört: »Wenn ich ihn am Leben lasse, holt er die anderen, und sie erschießen alle aus dem Dorf.« Dann hat der dünne Mann einen Spaten genommen und hat den Deutschen erschlagen.

So erzählt es der Totengräber. Dann spricht er von dem Fallschirmspringer, der gelandet war, und dem Sender, der versteckt gewesen war, in dem Dorf. Und es sind die Geschichten aus Rubinsteins Küche.

Da nimmt Rubinstein den alten Sobczyk am Ärmel und zieht ihn mit sich, dorthin wo die Linde stand, nicht weit von der Kirche, und deren Stamm hohl war, so daß man einen Sender darin verstecken konnte. Es war ein Koffer, eingewickelt in einem Wachstuch, den die Deutschen nie fanden. Da hat sich der Totengräber gewundert über den schlanken alten Mann, der aus Deutschland kam mit dem Reporter.

Rubinstein fragt nach dem Sohn des Bürgermeisters, der erst zwölf Jahre alt war und ein so mutiger Kurier, der Botschaften brachte zu den Partisanen. Und der ein häßliches Furunkel im Gesicht hatte. Rubinstein hat ihn deshalb zum Arzt gebracht, der es öffnete und den Eiter ausdrückte.

Und er spricht über den Bürgermeister, der immer neue Papiere heranschaffte, und das Dokument, auf dem erstmals der Name Sylvin Turski erschien, Rubinsteins Deckname, den er behielt bis zum Ende des Krieges.

Dann gehen die Männer durch die Gärten, an den jungen Zicken vorbei. Sie gehen auf ein Haus zu, mit einer Veranda davor, und Rubinstein ruft ein Wort, das er ruft, wenn er berührt ist und erregt. »Mama«, stößt Rubinstein hervor, »das ist es!« Er geht noch einmal nervös um das Haus und sieht den kleinen Bach. Eilig, als sei keine Sekunde zu verlieren, rennt er zur Tür und klingelt, und der Wachhund kläfft.

Es ist ein Sonntag, es ist noch früh, und eine Frau steht auf der Schwelle, in einem Morgenmantel. Sie bittet den Herrn in dem dunklen Anzug herein. Und als er sich vorstellen will, sagt sie: »Turski.« Ihre Hände flatterten, dann reißt sie die Arme hoch. »Sie sind Turski!« Sie legt die Hände über die Wangen, blickt in seine Augen: »Sie müssen Turski sein.«

Und Rubinstein sagt: »Ja, ich bin Turski.«

Und die Frau sagt: »Wir haben sechzig Jahre auf Sie gewartet.«

In diesem Moment ist in Rubinstein alles wieder präsent. Jan, er hieß Jan Wawszkowicz, und seine Frau hieß Leonarda. Und die Dame im Morgenmantel sagt, sie sei die Stefania. Sie war damals zwölf Jahre alt. Jetzt ist sie siebzig, auch wenn sie jung aussieht, weil sie blond ist und so fröhliche Augen hat. Sie ist aufgeregt wie ein Kind, sieht Rubinstein an und kann es nicht fassen. Dann ruft sie ihre Schwestern an und sagt: »Turski ist da.«

Und bei einem Kaffee erzählt Stefania, die Lehrerin geworden war, die verheiratet ist und jetzt Krzysztof heißt, von dem langen dünnen Mann aus ihrer Kindheit, der so viele Possen machte, einen Handstand auf einem Arm, und der auf der Sense balancierte. Und sie erzählt, wie die beiden Einbrecher kamen und Turski die Familie geweckt hatte. Und wie Turski die Axt nahm und sie dem ersten über den Rücken zog und auch den zweiten in die Flucht jagte.

Und dann erzählt sie Geschichten, die der Vater erzählte, mit feuchten Augen. Denn immer hatte sich Jan Wawszkowicz Tränen in die Augen gedrückt, wenn er von Turski gesprochen hatte.

Dann fallen auch Rubinstein die Jüdinnen wieder ein, die sie auf dem Dachboden versteckt hatten, und später die Zigeunerin mit ihren Kindern. Der Eimer mit der Notdurft, den sie abends herunterreichten, alles ist wieder da.

Er war am Bach gewesen und wollte nach kleinen Fischen suchen. Da sah er, weit entfernt am Ende des Feldweges, zwei große Frauen gehen. Sie kamen näher, und er dachte: »Wenn das keine Jüdinnen sind, bin ich kein Rabbiner.« Als sie die kleine Brücke passierten, sagte er »Schalom«. Sie erschrecken nicht, sie sahen ihn nur an und sprachen jiddisch mit ihm. Sie waren erschöpft und hungrig und hatten nur noch einen kleinen Topf mit Dickmilch. Die wollten sie im Bach verlängern. Es war eine Mutter mit ihrer fast erwachsenen Tochter. Sie fragte ihn, ob man hier irgendwo übernachten könnte. Er

ließ es Abend werden und brachte sie auf den Heuboden über dem Stall. Er gab ihnen Decken, sie schliefen im Heu und blieben. Zuerst war nur Jan Wawszkowicz eingeweiht, Leonarda viel später, weil sie nicht sicher waren, ob sie nicht mit ihren Freundinnen darüber reden würde. Rubinstein erinnert sich auch wieder an die nächtlichen Streifzüge, die Jan Wawszkowicz und er durch Gärten und Hühnerställe unternahmen, um sie alle satt zu machen, die Versteckten und dann auch die Juden bei der Straßenarbeit. Oder sie wenigstens nicht alle verhungern zu lassen. Bis Kurt Werner das unterbunden hat, weil es zu gefährlich war. Dann haben die Versteckten Wehrmachtskost bekommen.

Stefania Krzysztow weiß auch anderes zu erzählen, zum Beispiel, daß ihre ältere Schwester ein wenig verknallt war in Turski. Und daß er damals so schamhaft war und sich im Stall gewaschen hat, weil er sich nicht ausziehen mochte vor den anderen, und sie einen alten Vorhang in den Stall hängen mußten, weil er sich auch vor den Kühen nicht waschen mochte. Daß sie alle gelacht haben über den keuschen Turski aus der Stadt. Und Turski auch noch den Schafen das Fell gewaschen hat, was niemand tat in Miejsce Piastowe. Immer war Turski wie aus dem Ei gepellt. Die Schuhe glänzten frisch gewienert, der geschnürte Kittel, den er trug, war immer glatt gebügelt. In dem Zimmer, in dem er schlief, stand ein Bild der Sängerin Eva Banderowska Turska, von der er hartnäckig behauptete, daß es seine Tante sei. Ständig sei er auf Achse gewesen. Dann fragte sie: »Was wurde aus dem deutschen Offizier? Mein Vater hat so sehr auf ein Lebenszeichen gewartet.«

In Miejsce Piastowe bekommen all die Geschichten von den Partisanen, Agenten und Deutschen, irrende Sterne in der Galaxis schlafloser Nächte eines alten Mannes in einer Küche in St. Pauli, eine Sonne, um die sie kreisen: Das kleine Haus der Wawszkowiczs am Bach. Stefania Krzysztow durfte es nie verkaufen. Das hat sie ihrem Vater am Sterbebett versprochen. Sonst, hatte ihr Vater gesagt, würde Turski niemals zurückfinden.

Jan Wawszkowicz hatte viel riskiert für Turski. Die SS hatte Turski erwischt, als er den Sender durch die Wiese schleppte. Es waren vier Mann. Jan Wawszkowicz hat auf sie angelegt und abgedrückt. Turski hat sich in das hohe Gras geworfen, und Jan Wawszkowicz hat weitergeschossen. Stefania Krzysztow erinnert sich noch, wie ihr

Vater damals zum Haus gerannt kam. Er zitterte am ganzen Körper, er war naß und aufgeregt. Jan Wawszkowicz, der Schlosser aus dem Kloster, hatte alle vier getötet. Dies gehört zu den Erlebnissen, von denen Rubinstein lieber nicht erzählt. »Es ist wahr«, sagt er jetzt. »Er hat mir gerettet das Leben.«

Leonarda Wawszkowiczs Schwager war Offizier der Untergrundarmee Armia Krajina, die nicht weit vom Ort in den Wäldern lag. Die Leute aus dem Dorf brachten den Partisanen Essen. Oder sie kamen nachts, um es sich zu holen. Es war wohl Jan Wawszkowicz, der den geheimen Bund zwischen dem Partisanenführer und dem deutschen Offizier schloß, den Rubinstein »Vater Kurt« nennt. Der Schwager ist später gefallen, als der Krieg, der in Westeuropa zu Ende war, hier weiterging zwischen Polen und Russen.

Dann endlich kommt die Schwester, zusammen mit ihrer Enkelin, die so alt ist, wie Stefania damals war, und so viele Geschichten gehört hat über den Turski, der die Schafe wusch und gegen die Deutschen kämpfte. Gemeinsam gehen sie mit Rubinstein zum Grab der Eltern, um ihnen zu sagen: »Turski ist gekommen.«

XXVI

Rubinstein war am Anhalter Bahnhof ausgestiegen. »Zuerst ich wollte gehen zum Café Kranzler, als ich gefahren bin auf Berlin, habe ich die ganze Zeit gedacht an das Kranzler.« Aber dann hat er sich doch an die Abmachung gehalten und ist nach Kreuzberg gegangen, zum Friedhof, wo eine Frau ihn abholen würde.

Es gingen Menschen über den Friedhof, frische Gräber wurden ausgehoben, auf anderen stapelten sich Kränze, und der Boden war noch locker. Friedhöfe waren 1942 auch in Deutschland ein frequentierter Ort.

Rubinstein flanierte die großen Friedhofswege auf und ab. Er wartete geduldig auf die Frau, die ihm Werner beschrieben hatte, er hatte das Warten gelernt, das Warten auf Friedhöfen, in Gräften und auf einem Balkon.

Viele Frauen kamen auf den Friedhof. Sie sollte ein Tuch über dem Arm tragen, daran würde er sie erkennen. Dann ging er die schmalen

Wege, zwischen den kleinen Grabeinfriedungen. Die Frau kam nicht. Er las die Namen auf den Gedenksteinen, registrierte die Klassenunterschiede. Begüterte Familien hatten kleine Mausoleen errichtet, andere hatten sich von dem Steinmetz, der vor dem Tor, auf der gegenüberliegenden Straßenseite seine Werkstatt hatte, bescheidene Erinnerungssteine auf das städtische Pachtland stellen lassen. Christliche Gräber bleiben nicht für die Ewigkeit, wie die jüdischen. Die Toten müssen auf keinen Messias mehr warten. Es wurde Nachmittag, und die Frau kam nicht.

Jeder Mensch, der den Friedhof besuchte, bedeutete Gefahr. Ein Rentner hätte ihn belauern können, ein erschreckter Aufschrei einer Passantin, vor der er plötzlich wie ein Gespenst hinter einem Grabstein auftauchte, hätte sein Leben auslöschen können. Was wäre seine Transportkarte wert gewesen, hätte die Gestapo ihn hier kontrolliert? Es mußte nicht die Gestapo sein, jeder Polizist, jeder Hilfspolizist würde genauer auf die Dokumente sehen, als die Fälschung es vertragen würde. Sie würden Fragen stellen, auf die er vielleicht keine Antworten wüßte. Dann würden sie von ihm wissen wollen, warum er sich hier herumtreibe, wo auf seiner Karte doch »Umfallklinik Neukölln« stünde, bei der er seine Zwangsarbeit anzutreten hatte. Zum Glück hatte Rubinstein das falsche m noch gar nicht bemerkt. Er beherrschte die deutsche Sprache, aber die Orthographie hatte ihn nie beschäftigt. Es hätte seine Nervosität noch gesteigert. Denn er wußte, sie würden ihn packen und abführen, sie würden auf ihn einprügeln, in irgendeiner Zelle, mit Lust, wie sie es in Warschau getan hatten, als dieser Sadist ihm in das Gesicht getreten hatte. Ihre Knüppel würden seine Nieren treffen, seine Leber. Er hat die Schmerzen nicht vergessen. Sie würden ihn einfach totschiagen. Er hatte gesehen, wie sie Menschen totschiagten. Dann würde auch er unter der Erde liegen, wie all diese hier auf dem Totenacker. Aber es würde für ihn keinen Stein geben und auch keine letzte Ruhestätte. Für Juden gab es auch in Polen keine Grabsteine mehr. »Aber ich wollte niemals liegen begraben in deutscher Erde«, sagt Rubinstein, »und ich will nicht liegen bis heute.«

Niemand hätte gewußt, was ihm widerfahren wäre. Außer Gott, der sicher zugegen war. Jetzt, in diesem Moment, hier auf diesem Friedhof, wo es nach feuchter Erde roch und faulendem Kompost und die Sonne rot unterging, glaubte Rubinstein fest an den Schöpfer

des Himmels und der Erde. Aber wo würde er sein, wenn diese Alte, die ihn auf der Bank sitzen gesehen hatte, als er müde geworden war und nachlässig, wenn sie zum nächsten Polizisten gehen und einen Verdächtigen melden würde? Oder wenn ein Gärtner käme und sich wunderte? Aber er sah keine Gärtner. Auch die waren wohl jetzt Soldaten. Aber jedem auf diesem Friedhof müßte er verdächtig sein. Junge Menschen sitzen nicht auf Friedhofsbänken, nicht im Frieden und auch nicht im Krieg. Junge Männer werden nur von den Sargträgern hierhergebracht. Eine große Beerdigungsgesellschaft war einem Sarg nachgegangen, ein Pastor hatte am Grab gesprochen. Rubinstein hatte nicht zuhören können, er hatte sich hinter den Büschen postiert, weit weg von der Gefahr.

Aber jeder, der sich als Bedrohung näherte, könnte auch die Rettung sein, die Frau mit einem Tuch über dem Arm. Sylvin Rubinstein heftete seinen Blick an jede Frau, die durch die Gräberreihen ging. Vielleicht würde sie das Tuch gleich aus der Handtasche ziehen oder aus dem Mantel. Vielleicht hatte sie es vergessen. Manchmal ging er in sicherem Abstand einer Trauernden nach, spähte ihre Bewegungen aus, weil er das Gefühl hatte, sie könnte die Erwartete sein. Schaute sie sich nach jemandem um? Nach ihm? Doch Gefühle, vom Wunsch diktiert, trügen.

Der Altweibersommertag wurde langsam frisch, der Tuja warf lange Schatten, und die Sonne verschwand hinter der Friedhofsmauer, und Rubinstein erkundete weiter den Friedhof. Er rüttelte an dem Gitter eines der kleinen Grabhäuschen, es gab nach. Er drehte sich um. Niemand war in der Nähe, und er schlüpfte drei Stufen hinunter in das kleine, gelbe Ziegelhäuschen. Dort standen erhöht zwei Särge aus schwarzem Holz. »Und ich habe gegessen die Nacht in einer Katakombe.«

Die schmiedeeisernen Friedhofstore schlossen sich. Rubinstein war jetzt allein, eingesperrt zwischen Buchsbäumen und Kreuzen. Er hätte über diese Ziegelmauer steigen können, aber wohin hätte er jetzt abends gehen können? Jeder Berliner Pflasterstein war Feindgebiet. Zu wem hätte er sich schleichen können, wer war noch Freund, wer längst Feind?

Es wurde dunkel, und ihm wurde kühl in seinem Sommeranzug. Warum hatte er sich wieder für diesen Gesellschaftsanzug entschieden? Sein alter Hang zur Eleganz paßte nicht zu einem Zwangsar-

beiter. Er fröstelte. »Aber wirklich kalt war mir nicht gewesen.« Obwohl er vieles erlebt und erlitten hatte, stieg aus diesem Grabhäuschen schreckliche Furcht in ihm auf. »Da habe ich geklopft auf den Sarg, links, wo liegt der Mann. Und ich habe gesagt: Nicht böse sein, Väterchen, ich tue dir nichts, tu du mir auch nichts. Du bist im Himmel. Bitte für mich. Ich will für dich beten, daß du in Ruhe schlafen kannst.« Er betete auch für die Tote in dem anderen schwarzen Holzsarg, von dem er glaubte, daß eine Frau darin liege, denn das mußte das Grab eines Ehepaares sein, glaubte er. Ein Rascheln, das Knacken eines Zweiges, jedes Geräusch ließ ihn aufschrecken. »Ich muß sagen ehrlich, daß es mich hat gegruselt.« Rubinstein betete. Er betete für das kleine Mädchen, das in Krosno in seinem Blut gelegen hatte, weil ein Stück Katzenfell aus seinem Kragen lugte. Es gab viele, für die er beten konnte in dieser Nacht, die er in diesem Kerker saß mit dem offenen Gitter. Und er betete für die Lebenden, für seine Mutter, für Sala und die Kinder. Er betete für Maria.

Durst zwang ihn aus dem Versteck, er schlich sich über den düsteren Friedhof zu einem kleinen, runden Betonbassin, in dem Wasser stand zum Blumengießen. Er nahm eine Vase von einem Grab, in dem längst verwelktes Gebinde stand, goß das faulige Wasser aus, spülte sie aus, ganz leise, weil er jedes Geräusch fürchtete, und füllte sie mit dem Wasser aus dem Bassin. »Ich habe nicht getrunken, wie eine Kuh, nur, daß ich etwas hatte im Mund.« Dann suchte er sich eine Ecke neben dem Grabhäuschen, in die er pinkelte. Er hatte Hemmungen, auf einen Friedhof zu pinkeln.

Früh fiel das Sonnenlicht durch das kleine Fenster in dem Grabhäuschen. Es ging nach Osten.

Er mußte doch noch eingenickt sein. Jetzt dankte er der Sonne für die ersten Strahlen. Nicht für die Wärme, für das Licht.

Bald kamen Menschen auf den Friedhof.

Rubinstein hatte eine kleine Schippe gefunden und Grabstellen, die ins Unkraut geschossen waren und denen er jetzt seine Pflege angedeihen ließ, um so unauffällig weiter auf die Frau mit dem Tuch zu warten. »Ich habe gepult im Boden. Und genommen ein paar Blumen von den Gräbern, andere, und gepflanzt. Ich habe nicht gestohlen, ich habe nur markiert, um mein Leben zu retten.«

Da fiel, als Rubinstein auf dem Boden kniete und Löwenzahn

zupfte, an dem Grab, wo der Efeu über den Stein wuchs, ein Schatten über ihn. Eine Männerstimme sprach ihn an. Zuerst sah Rubinstein die Hände, die viel gearbeitet hatten, und blickte ihm dann in das freundliche Gesicht.

Der Friedhof gehörte zu Kreuzberg, gleich hinter der Hasenheide begann Neukölln, das war ein kommunistischer oder wenigstens ein sozialdemokratischer Stadtteil gewesen. Früher war er einmal mit Maria in der Hasenheide spazierengegangen, als sie noch in der Plaza getanzt hatten. Es gab auch einen großen Tanzsaal direkt an der Hasenheide. Dort spielten Musikkapellen. Rubinstein schoß es durch den Kopf, daß dort sicher immer noch Musikkapellen spielten und Menschen fröhlich waren. Und das gutmütige Gesicht über ihm ein Nazigesicht sein könnte und die Freundlichkeit ein falsches Mienenspiel. »Da habe ich gesagt, ich bin Zwangsarbeiter, ich komme um sauberzumachen die Gräber.« Der Arbeiter streckte ihm ein Päckchen aus Butterbrotpapier entgegen und sagte ein Berliner Wort, das Rubinstein bis heute behalten hat: »'ne Stulle.«

In Neukölln waren einmal mehr als hunderttausend Menschen gegen Hitler durch die Straßen gezogen, Sozialdemokraten und Kommunisten. Das war drei Tage vor der Machtergreifung gewesen. Von Papens Polizei war in dieser Zeit hart gegen die Kommunisten vorgegangen. Die hatten noch mit fatalem Kämpferstolz gespottet: »Wir sind jetzt illegal.« Sie hatten Hitler so sehr verachtet, daß sie ihn unterschätzten und immer noch die Sozialdemokraten befehdeten, Konkurrenten um die Führung des Proletariats.

Warum kam die Frau nicht? Werner war immer zuverlässig gewesen.

Es wurde wieder Nacht, das Friedhofstor schloß sich, und Rubinstein war wieder allein mit den Toten. Was würde er tun, wenn die Frau nicht kommen würde? Er hatte noch etwas von dem Butterbrot, und er hatte Wasser. Sybille Schmitz fiel ihm ein, die Filmdiva. Sie würde ihm helfen. Morgen würde er nach Wilmersdorf gehen. Warum hatte er nicht früher daran gedacht? »Natürlich, ich hatte gedacht die ganze Zeit daran. Aber ich habe getraut dem Major. Später bin ich gegangen. Aber sie hat nicht mehr gewohnt in Berlin.« Sybille Schmitz, angeeckt bei Goebbels und ohne gute Rollen, war nach Bayern gezogen.

Das Friedhofstor wurde gerade wieder aufgeschlossen, Rubinstein

lugte aus seinem Versteck. Da ging sie durch die Gräberreihen. »Mein Gott, schwarze Frau, weiße Tuch, das ist sie.« Es war eine ältere Frau, sie trug tatsächlich ein Tuch über dem Arm. Rubinstein schob vorsichtig das Gitter auf, sprang aus dem Grabhäuschen und folgte ihr. Sie sah über die Schulter, ging weiter. Sie mußte ihn bemerkt haben. Hinter einer Bepflanzung blieb sie stehen, drehte sich um und sagte unwirsch: »Ich suche Sie seit zwei Tagen. Was machen Sie hier?« Dann lächelte sie versöhnlich, zog eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. Juno, die flachen. Sie zündete ihm eine Zigarette an, er rauchte einen tiefen Zug, und es wurde ihm schwindelig. Ein paar Schritte weiter war eine Bank. Er mußte sich setzen.

»Alles«, erinnert sich Rubinstein, »hat sich gedreht. Wie ein Karussell.«

Dann klärte die Frau ihn auf. Er hatte den Friedhof verwechselt. Als Treffpunkt war der Friedhof am Halleschen Tor verabredet gewesen, dort, wo gegenüber die große Kirche steht. Das war vier Straßenecken entfernt.

Rubinstein war mit der U-Bahn zu weit gefahren und als er es bemerkt hatte, zu Fuß zurückgegangen. Dann hatte er den Friedhof gesehen und gleich davor die Kirche. Aber es war der Friedhof am Südsterne, auch dort thront gegenüber eine große Kirche.

»Folgen Sie mir«, sagte die Frau, »aber bitte nicht so auffällig.« Er folgte ihr durch das Friedhofstor, sie ging die Blücherstraße entlang zur Urbanstraße, blieb vor einem Schirmgeschäft stehen, nestelte einen Schlüssel aus ihrer Handtasche und schloß den Laden auf. Ein wenig später betrat Rubinstein den Laden. Sie führte ihn durch den Laden in die Wohnung, machte ihm einen Kaffee, schnitt ihm ein Stück Brot ab und stellte Butter auf den Tisch und Marmelade. Sie sagte: »Die Männer sind im Krieg. Aber wir Frauen haben die alten Ideale nicht vergessen.« Die Wehrmacht hatte ihre beiden Söhne eingezogen und auch ihren Mann. Als sie davon erzählte, fing sie an zu weinen. Ihr Mann war in Rußland. »Und ich habe gesagt, Mutter, ich komme von Rußland, die Russen sind falsch wie die deutsche Propaganda sie macht.«

Als er etwas gegessen hatte, schob sie ihn in das Badezimmer. Dort stand ein Badeofen, ein kupferfarbener Kessel, durch den ein Abzugsrohr führte. Die Holzscheite unten in der Ofenklappe brannten schon. Sie brauchte nicht darauf zu bestehen, daß er badete. Er

genieß das warme Wasser und das frische Hemd, das sie ihm hingelegt hatte.

Als er rasiert war und wieder wie ein Mensch aussah, brachte sie ihn in das Haus auf der anderen Straßenseite, Urbanstraße Nr. 183. Es hatte einen schönen Aufgang mit einer Marmorsäule. Die geschwungene Treppe war gebohnert. Er folgte der Frau hinauf bis in den vierten Stock, durch ein Oberlicht fiel Helligkeit in den Treppenabsatz, auf der Wohnungstür stand der Name »Werner«. Sie schloß auf und führte ihn durch eine große Berliner Offizierswohnung, sie riß mit einem Schwung die Flügeltüren zwischen den beiden großen Wohnungen auf, wie eine Maklerin, die dem Kunden ihr bestes Objekt vorführt. Auf dem Parkettboden lagen schwere Teppiche. Die Möbel waren mit weißen Tüchern verhängt. Unter einem riesigen Laken war deutlich ein Flügel zu erkennen. Die Frau wies ihn in die Küche ein. Vom Flur führte eine kleine Stiege hinauf zu einem Kabuff. Sie mahnte ihn, abends kein Licht zu machen und auch keinen Lärm. Sie hätte ihn nicht mahnen müssen.

XXVII

Die freiwillige polnische Arbeitskraft Sylvain Turski hatte sich bei Dr. Friedrich Merres in der Unfallklinik Süd-Ost zu melden. Dort wurde er gemustert und arbeitete jetzt im Krankenhaus Neukölln. Er bekam eine Versicherungskarte, das war ein richtiger Ausweis, ausgestellt am 30. September 1942 vom 221. Polizeirevier in Berlin-Rudow, mit einem runden Stempel und einem Adler, der das Hakenkreuz in den Krallen hält. »Ein Goldpapier«, sagt Rubinstein. Für einen Juden aus Galizien war es eine Erlaubnis, am Leben zu bleiben. Es war ein richtiges deutsches Dokument in deutscher Druckschrift, so groß wie ein Reisepaß und nicht in irgendeiner Apotheke hergestellt.

Das Neuköllner Krankenhaus war ein großes Hospital, mit einem Eingang, der wie ein Kleinstadtbahnhof an der Straße lag. Dahinter zogen sich die verschiedenen Abteilungen in großen Pavillongebäuden unter Walmdächern durch ein parkähnliches Krankenhaushausgelände. Es war eine angesehene Klinik gewesen, mit bekannten Ärzten, die man Koryphäen nannte, die aber nicht mehr da waren, als der Hilfs-

pfleger Turski seinen Dienst antrat, weil sie Juden gewesen waren, Sozialisten und Kommunisten. Weiter hinten auf dem Gelände, in der Nähe der Pathologie, die in einem moderneren Gebäude untergebracht war, standen Baracken. Die Polenstation. Es gab eine für Männer und eine für Frauen. Rubinstein kannte nur die für Männer.

Dem Hilfspfleger wurde ein Quartier zugewiesen, das er mit einem Franzosen, einem Belgier und einem Serben teilen mußte. Rubinstein hat dort nicht geschlafen. Jeden Abend ging er in die Wohnung in der Urbanstraße 183, vierter Stock. Und weil er niemals in der Friesenstraße 25 auftauchte, die als seine Adresse in den Papieren stand, wurde er auch niemals dort vermißt.

Mehrere Monate arbeitete der Hilfspfleger Turski in der Polenbaracke des Krankenhauses Neukölln. Es waren angenehme Tage, wenn er mit Schwester Herta Dienst hatte, einer jungen Krankenschwester aus Breslau. Sie war eine gute Seele. Der polnische Hilfspfleger stellte sich geschickt an und lernte bei ihr schnell das Bettenmachen und Pfannenleeren. Wenn Schwester Gudrun da war, hieß es auf der Hut sein, denn sie war eine grantige Nationalsozialistin. Schwester Herta hat den Pfleger Turski gewarnt, auch vor der Oberin, Schwester Hanna, die gefährlich war. »Sei vorsichtig«, warnte sie ihn. Er denkt gern an die gute Schwester aus Breslau, »sie hat mich richtig eingetaucht. 30 Prozent der Deutschen kannst du auf eine Wunde legen, und sie wird heilen. Aber 70 Prozent sind Bruch.«

Die Station leitete eine Ärztin. »Die hat sich sehr interessiert für mich. Ich war eine Type, mir haben die Leute gegeben keinen Frieden.«

Doch dann wurden Patienten gebracht, deren Leidenbilder ihn bis heute jede Nacht einholen. Dann krauchen sie in seine Küche, fahle Gestalten, schmutzig, unrasiert, in Lumpen, die Augen tief eingefallen. »Die Männer haben gekotzt, als hätten sie gefressen Tabak.« Und Rubinstein hört Schwester Herta, die laut seufzt, als sie die Elendsgestalten sieht. »Mehr Läuse«, sagt sie, »als Poren auf der Haut.« Mit ihnen kommt der Geruch von Kot und Erbrochenem. Jeder wußte, sie waren aus einem Konzentrationslager gebracht worden.

Schwester Herta, die gute, die sich dieser armen Christenmenschen erbarmte, wies den Pfleger Turski an, die Elenden zu baden. Er tat es gerne, denn was hätte er sonst für diese Menschen tun kön-

nen? Er wusch sie, denn sie hatten kaum noch die Kraft, ein Stück Seife zu halten. Schwester Herta kam mit einem Entlausungsmittel. Rubinstein rasierte ihnen den Kopf und das Gesicht und bettete sie in weiße Laken.

Sie erbrachen sich wieder. Sie stöhnten, und manchmal hörte er nur noch ein leises Schluchzen und dann wieder das Würgen. Einer bettelte immer um ein bißchen Zitrone. »Aber wo hätte ich hernehmen sollen Zitrone?« Ein anderer war stark wie ein Boxer, und er packte Rubinstein, als dieser sich über ihn beugte, an den Hals und wollte ihn erwürgen. »Mörder«, sagte der Riese. Rubinstein rang nach Luft, versuchte sich loszumachen, doch diese Hände waren wie ein Schraubstock. Da preßte Rubinstein ein paar polnische Worte aus der Kehle, und die Pranken ließen los.

Nur die Starken lebten noch zwei Tage.

Einer, weiß Rubinstein noch, hieß Egmond, er war jung. Er sagte: »Ich werde sterben. Sie haben uns angespritzt in Buchenwald.« Rubinstein wusch ihn und kühlte ihm die Stirn. Er wollte ihm etwas Tee einflößen, den Schwester Herta gebracht hatte, aber Egmond erbrach sich immer wieder, und es war nur noch grüne Galle, die er von irgendwo heraufwürgte und auf das Pflegerhemd spuckte. Schwester Herta brachte immer wieder frische Laken. Schwester Maria aber, mit ihrem Hakenkreuz auf der Tracht, keifte. »Da, ich habe mich gesetzt zu Egmond an das Bett, und er hat gegriffen meine Hand, ganz fest.« Der junge Pole besaß eine Bibel, er hatte sie durchs Lager gebracht und auch in der Krankenbaracke fast nie losgelassen. Jetzt lag sie auf dem kleinen Nachttisch. Rubinstein sollte sie ihm geben, und er reichte ihm die Bibel verkehrt herum. Da sagte Egmond: »Du bist kein Pole.« Er ahnte, daß der Pfleger Turski mit dem ostgalizischen Akzent ein Alttestamentler war, wie die Polen die Juden nannten. Egmond riß sich ein Medaillon vom Hals und legte es Rubinstein in die Handfläche und drückte dessen Finger fest zu einer Faust. Rubinstein sollte es seinen Eltern schicken, die in einem Dorf wohnten, dessen Namen Rubinstein nicht verstanden hatte, irgendwo bei Krakau. Auch die Bibel sollte er ihnen zusenden. »Egmond hat gesprochen ein Gebet, wie ich es nicht habe gehört von einem Christen«, sagt Rubinstein. »Dann stirbt er in meine Hände.«

Rubinstein öffnete seine Faust mit dem Medaillon, das sich eingedrückt hatte in die Hand. »Wohin«, fragte er Schwester Herta, »soll

ich es schicken?« Er hatte keine Adresse, nicht einmal den Namen. Und wie hätte er als Zwangsarbeiter Pakete schicken sollen? Er nahm das Medaillon und die Bibel mit in die Wohnung in der Urbanstraße und legte sie dort in ein kleines Schränkchen. Als der Krieg vorbei war und sich Ausgebombte dort einquartiert hatten, war das einzige, was von dem jungen Polen zeugen konnte, verschwunden. Nachts, wenn Egmond in die kleine Küche in St. Pauli kommt, um in Rubinsteins Armen zu sterben, dann erschrickt der alte Mann, weil das Medaillon fort ist, das er den Eltern niemals schickte.

Rubinstein schob den toten Egmond in den Waschraum, in den er auch den mit der Zitrone, den Boxer und die anderen Leichen geschoben hatte. Sie wurden dort abgeholt. Aber Egmond ließ ihm keine Ruhe. Der Pfleger Turski spuckte in einen Napf und brachte die Speichelprobe ins Labor. Er wußte nicht, ob das Labor auch dort war, wo sich die Pathologie befand. Es war so ein Einfall, falls man ihn aufhalten und fragen würde.

Die Pathologie lag gleich neben der Polenbaracke. Er schlich an der ersten Tür vorbei, die offenstand, an zwei weiteren, und ging geradezu in den Sezierraum. Er hatte die Mittagspause abgepaßt, und es war niemand da. »Und da liegen meine Polen«, sagt Rubinstein, »aufgeschnitten wie die Säcke.« Organe, sauber seziert, lagen neben den Leichen.

»Da war eine Planke, wie in einem Zirkus, und es gab einen Knopf, den mußte man drücken, dann sind sie gerollt zum Verbrennen.« Aber es lag niemand darauf. Nur Blut war verschmiert. Das Krematorium, glaubt Rubinstein, müsse gleich in der Nähe gewesen sein. Es stand dort ein hoher Schornstein. Der hohe Schornstein gehört heute zur Krankenhauswäscherei.

Der alte Mann steht von seiner Chaiselongue auf und hebt die Hände, als wollte er Gott anflehen. Und er versichert: »Das sind meine heiligen Worte aus meinem jüdischen Herzen. Sie haben gebracht die Polen nach Neukölln zum Schlachten.«

Im Krankenhaus Neukölln sind alle Unterlagen aus dieser Zeit verschwunden. Im Dokument-Center gibt es in den Akten aus einem 1947 durchgeführten Entnazifizierungsverfahren gegen den damaligen Leiter des Krankenhauses, Dr. Willi Dubberstein, Hinweise auf die Polenstation. Danach standen dort je 25 Betten für Männer und Frauen, aufgeteilt in zwei Säle, so wie Rubinstein sie in Erinnerung hat.

Dubberstein, der sein Parteiabzeichen nicht offen trug, trat seine Stelle 1933 an, als der damalige Chefarzt Professor Enzi Zadek entlassen wurde, weil er links stand und Jude war. Schon 1932 war gegen den Chefarzt ein Verfahren wegen angeblicher Kunstfehler bei der Bestrahlung Krebskranker eingeleitet worden. Er wurde eingesperrt und erst in zweiter Instanz vom Richter freigesprochen. Als Denunzianten, die vom Gericht nicht als Zeugen genannt wurden, kamen für die Entnazifizierungskommission aufgrund der fachlichen Kompetenz nur seine beiden Assistenzärzte Dr. Mues und Dr. Dubberstein in Betracht.

Die jüdischen und kommunistischen Ärzte des Krankenhauses wurden nach Machtübernahme der Nationalsozialisten entlassen oder gingen bereits vor 1933 ins Exil. Regimetreue Ärzte übernahmen ihre Stellen, und eine eingeschworene Nationalsozialistin führte als Oberin John das Kommando über die Krankenschwestern.

In dem Verfahren der Entnazifizierungskommission beim Magistrat von Groß-Berlin berief sich Dr. Dubberstein auf die Aussage seiner Ärztinnen der Polenstation, Dr. Dorothea Helene Warstatt und Dr. Helene Volland. Danach soll Dr. Dubberstein angeordnet haben, die Polen (die, worauf Frau Dr. Volland hinwies, auf Schlaffmatratzen gelegen hätten) besonders gut zu behandeln und zweimal am Tag Visite zu machen, also einmal öfter als bei den deutschen Patienten. So sehr hätten ihm die Polen am Herzen gelegen. Dubberstein konnte die Kommission nicht überzeugen, die eine positive Haltung zum Nationalsozialismus bei ihm erkannte. Damit wurde seine Berufung gegen das gegen ihn erteilte Berufsverbot in erster Instanz abgelehnt.

Der von den Nationalsozialisten vertriebene Chefarzt, Professor Enzi Zadek, war ein Onkel des Theaterregisseurs Peter Zadek, der sich an ihn als »einen wunderbaren Menschen aus der Reihe wunderbarer Menschen im Leben meiner Mutter« erinnert, ein großer, schöner Mann mit langem grauen Haar, nach dem heute eine Straße benannt ist, und auch eine Kneipe, das Zadek-Eck in Neukölln.

Sylvin Rubinstein hielt es 1943 nicht mehr aus in der Baracke des Grauens. Vermittelt durch einen alten Sozialdemokraten, den er im Krankenhaus kennengelernt hatte, konnte der polnische Hilfsfreiwillige einer neuen Einsatzstelle zugewiesen werden, die als kriegswichtige Einrichtung dringend Arbeitskräfte brauchte.

Turski wurde Hilfsarbeiter in der chemisch-pharmazeutischen Fabrik Hans Starke am Tempelhofer Weg 7. Rubinstein besitzt noch ein kleines Foto, das ihn zusammen mit französischen Zwangsarbeitern zeigt. Die gute Seele des ganzen Unternehmens aber war der Vorarbeiter Ernst Richter. »Mein Meisterchen«, sagt Rubinstein. Er war Sozialist, der seine schützende Hand über den geschickten Polen hielt.

Rubinstein stand morgens früh an der Stempeluhr, meist bevor die anderen kamen, dann verschwand er. Ernst Richter wußte immer eine Entschuldigung. Denn gegen Mittag tauchte sein Arbeiter Turski in die Subkultur der Fremdarbeiter ein, beim Hackeschen Markt, nicht weit von dort, wo einmal die eingewanderten Ostjuden gelebt hatten. Jetzt trafen sich hier Schieber und Zwangsarbeiter. Es war eine dieser Welten, in der sich Rubinstein zu bewegen gelernt hatte, damals in Brody und auch in Warschau, wo er seine Geschäfte gemacht hatte, mit Rachel, goldene Hand, und Manteuffel aus Lemberg. Eine Welt, in der man sich immer umdrehte, aber niemals auffällig, in der man taxieren mußte und schnell entscheiden. Von dort brachte er Würste mit, Schinken, manchmal auch nur Sauerkraut, das er getarnt in bekleckster Malerkleidung in einem Farbeimer mit doppeltem Boden von der Grenadierstraße bis zum Tempelhofer Weg brachte.

Das Essen, das man den Zwangsarbeitern in rostigen Bottichen zum Tempelhofer Weg brachte, war ungenießbar, alte Kartoffelschalen und verkochte Mohrrüben. Es roch immer verdorben, aber einmal, da stank es wie die Pest. Niemand rührte es an. Rubinstein erinnert sich noch, wie seine Kollegin Frau Kohler, eine Deutsche, rief: »Herr Turski, essen Sie das nicht. Herr Turski, nicht essen!« Aber Rubinstein wollte wissen, was für Schweinefutter man ihnen da auf-tischte, nahm einen kleinen Löffel und probierte.

Am Abend wurde ihm schlecht, er war schlaff und hatte das Gefühl, er könne nicht mehr scharf sehen. Er wälzte sich in seinem Kabuff in Werners Wohnung in der Urbanstraße. Am nächsten Morgen schleppte er sich mit Fieber wieder zu der Fabrik am Tempelhofer Weg. Mittags brach er zusammen, und seine Kollegen schafften ihn mit einer Ambulanz ins Krankenhaus. Was wie die Pest gestunken hatte, war voller Typhuserreger gewesen.

Nun lag Rubinstein selbst auf der Polenstation im Krankenhaus Neukölln. Und die gute Schwester Herta legte ihn in saubere Laken.

Es war Nacht. Nur von außen fiel ein schwach-gelbes Licht in die Baracke. Sylvain Rubinstein erwachte aus dem Fiebertraum. Er glühte, hob schwach den Arm, ließ ihn sinken. Er hörte das Atmen der anderen. Alle im Krankensaal schliefen. Er versuchte sich hochzudrücken, kein Muskel wollte reagieren. Es gab keine Kraft mehr in diesem Körper, der doch einmal so stark gewesen war, der trainiert hatte, zusammen mit Maria, jeden Tag, und der nichts essen brauchte, weil ein voller Magen den Tanz verdarb, dieser schlanke, gezüchtigte Körper, der jeden Sprung meisterte, nie den Gehorsam verweigerte, der die Schwester mühelos hob und über das Parkett schweben ließ, diese Physis, die nur aus Muskeln war, zusammengehalten von Skelett und Sehnen, lag da, abgeschnitten vom Leben, wie eine Marionette vom Faden. In seinen Fieberträumen war Maria. Sie sagte: »Du mußt tanzen.« Er konzentrierte alles, was noch in ihm war an letztem Leben, in eine Drehung auf die Seite. Er schob sich weiter, weiter über den Rand des Bettes und fiel auf den Boden. Er spürte nicht, wie er aufschlug. Er lag auf dem Bauch, das war gut, er zog die Knie an, die Knie gehorchten, drückte mit aller Kraft die Arme durch, so daß sich sein Oberkörper vom Boden löste. Er konnte kriechen. Niemand im Krankensaal hatte den Aufschlag des langen Körpers gehört. Langsam, ganz langsam kroch er durch den Krankensaal, Meter um Meter. Er erreichte eine Tür, zog sich an der Klinke hoch, so daß die Tür aufging. Gut, daß er jeden Quadratmeter der Baracke kannte. Er wußte, in diesem Raum, in dem das Verbandszeug lag und Wäsche gestapelt war, stand die Holzkiste, diese Kiste, in der das Eis lag. Er drückte den Deckel auf, und da war das Eis. Er griff hinein und schaufelte mit den Händen Eisbrocken auf den Boden, stieß sie vor sich her, Meter für Meter zurück durch den Krankensaal. Alle atmeten ruhig. Sie waren ihm egal. Wer hätte ihn verraten sollen? Rubinstein weiß nicht, wie lange er über den Boden kroch und die Eisbrocken vor sich herschob. »Ein Wunder ist nur, wie ich es habe geschafft, das Eis zu bringen auf das Bett.« Und wie er diesen Körper vorwärtsgebracht hatte, der sich jedem Befehl des Kopfes verweigern wollte. Und wie er auf das Bett geklettert war. Er hatte die Eisbrocken über Körper und Kopf verteilt.

Erst die Stimme der bösen Krankenschwester Gudrun weckte ihn wieder. »Du Schwein«, schnauzte sie, »du hast dich vollgepößt.« Er richtete sich auf, das Kissen war naß und auch das Bett. Da schlug

die Krankenschwester ihm mit der Hand ins Gesicht. Er fiel zurück in das Kissen. Sollte sie ihn doch schlagen! Er war wieder aufgewacht. Ihr verzerrter Mund, sollte er doch nur brüllen, im beißend hellen Licht. Es war Morgenlicht, er lebte. Er wußte, er hatte die Nacht besiegt, und die boshafte Nazisse.

»Ich konnte ihr doch nicht erzählen, das alles ist gekommen vom Eis. Das war gewesen Diebstahl«, sagt Rubinstein. Nur der guten Herta, die kam, um die Betten zu machen, hatte er es gestanden. Sie faßte ihm an die Stirn und sagte: »Turski, das hast du gut gemacht. Das Fieber ist runter. Du wirst gesund werden.«

Rubinstein wurde wieder gesund. Niemand kümmerte sich groß um die roten Flecken auf seiner Stirn und in seinem Schoß, die die Eiswürfel hinterlassen hatten. Auch sie verheilten. »Und so hat Gott mir gegeben die Kraft, daß ich das Eis hebe auf das Bett. Das war meine Rettung von dem Typhus.«

Rubinstein ging zurück in die Fabrik, und Frau Kohler freute sich, und der Meister Ernst Richter. Und Erika, die Freundin vom Meister Richter, und all die anderen. Rubinstein ging wieder zum Hackeschen Markt. Die Fremdarbeiterszene wurde größer. Durch die Gänge und Tunnel des Bahnhofs Friedrichstraße wandelten aufreizende Französinnen, starke Russen, Polinnen, Flamen und Skandinavier.

Aber da war Rubinstein schon ein mehrfach verknoteter Faden in einem verwickelten Netz von Agenten, Zwangsarbeitern und Untergrundsoldaten.

XXVIII

Heute lebt Sylvin Rubinstein wieder ein wenig wie damals in der Urbanstraße. Nur Freunde kennen die Synkopen, die ihn beruhigt die Tür öffnen lassen. Niemals sagt der alte Tänzer etwas Wichtiges am Telefon. Paranoia? »Lebenserfahrung«, sagt Rubinstein.

Er sieht wieder viele Nazis im Fernsehen. Meist sind es Berichte über glatzköpfige Ostdeutsche, die Menschen überfallen, weil sie dichtes, dunkles Haar haben. Daß sie dumme Kerle sind, beruhigt ihn nicht. »Die SA war auch primitiv.«

Rubinstein hat keine Angst. Er ist wachsam.

Auch in Werners Wohnung war Rubinstein sehr vorsichtig, damals, 1942. Dann wurde es Winter, und er machte Feuer im Herd. Bald fegte er, putzte und ging einkaufen. Denn in der Nachbarschaft traf er auf Menschen, denen er heute auch den Ehrentitel »Agent« verleiht. Menschen wie den Bäckermeister gegenüber, der ihm Brot beiseite legte, den Konditor, der ihm den Streuselkuchen in Papier einwickelte. Wenn er das Papier in Werners Wohnung öffnete, lag dieselbe Lebensmittelmarke wieder oben auf dem Kuchen. Sie war schon fettig. Rubinstein stieß auf Reste einer Gesellschaft, die es einmal gegeben hatte in Deutschland, damals, als Dolores und Imperio im Wintergarten tanzten.

Er ging in das Schirmgeschäft. Schirme verkauften sich schlecht, jetzt, wo nachts Phosphor vom Himmel fiel statt Regen. Auf dem Schwarzmarkt wurde Rubinstein selbst Schirme los.

Auf dem großen Flachdach des Eckhauses wuchsen junge Birken. Wo Bäume standen, mußte auch anderes gedeihen. Rubinstein legte sich ein Beet auf dem Dach an, es war sein kleiner Paradiesgarten inmitten der Hölle. »Ich habe Erbsen angepflanzt, auch Gurken. Das wurden richtige Johnnys.«

Dann eines Tages: Schritte im Treppenhaus. Rubinstein stellt das Radio ab, packt eilig den Kuchen in die Deutsche Allgemeine Zeitung. Jemand nestelt am Schloß. Rubinstein springt in den Flur, den Kuchen in der Hand, öffnet leise die kleine Tür zum Kabuff, springt hinein. Ein Schließgeräusch. Die Tür vom Kabuff geht zu, die Wohnungstür geht auf. Werner steckt den Kopf in die Wohnung, tritt ein, geht an den Flügel, schlägt das Tuch hoch, klappt den Deckel auf und spielt die ersten Takte der Ouvertüre von Carmen. Rubinstein steckt den Kopf aus dem Kabuff, sie gehen aufeinander zu. Werner packt Rubinstein an den Schultern. »Na, mein Junge, wie geht es?« Werner ist auf Urlaub. Er öffnet energisch einen Kleiderschrank, greift einen Smoking heraus und wirft ihn Rubinstein zu, ein Smokinghemd, dann eine Hose, eine schwarze Fliege. Werner: »Anziehen. Das ist ein Befehl. Wir gehen aus!«

Sie sind in ein Theater gegangen, es war noch Tag, die Vorstellungen endeten meist pünktlich vor dem Alarm. Sie saßen weit vorne in der Reihe.

Da tritt eine Tänzerin auf in einem roten Kleid, wie Maria es getragen hatte. Sie tanzt einen Clássico Espanol, sie setzt ihre Schritte

wunderbar, wie Maria, sie beherrscht die Spitze wie Maria. Escuela Bolera – und die Tanzschule in Riga war wieder da, und das Adria.

Während der alte Tänzer erzählt, laufen ihm die Tränen in die kleinen Falten unter den Augen. »Ja, ich habe in dem Theater geweint.«

Abends, zurück in der Wohnung, setzt sich Werner an den Flügel und spielt Maurice Ravels »Rhapsodie espagnole«. Rubinstein beginnt zu tanzen, klassisch spanisch, und dann macht er aus Ravel einen Fandango, daraus einen Flamenco, und er knallt einen Redoble auf das Parkett, und es ist egal, was die Nachbarn hören. Und er tanzt Pinta und Punta, Crescendo und Decrescendo ...

»Komm mein Junge, darauf trinken wir einen!« Werner steht auf, geht an den Zigarrenschrank, stellt den Armagnac auf den Flügel und zwei Gläser.

»Aber ich«, erinnert sich der alte Rubinstein, »habe nur angezündet eine Kerze.«

Kurt Werner hatte den Ostarbeiter Turski während seines Heimaturlaubs den Nachbarn vorgestellt. Wie in jedem ordentlichen Berliner Miethaus gibt es einen Hauswart, der an Feiertagen die Fahnen aus den Fenstern hängt und unter den Hausbewohnern Geld sammelt, was immer die Partei verlangt. Der Herr Turski solle ein wenig auf die Wohnung aufpassen, erklärte der Major dem Hauswart. Dem war es recht, denn es gab ja viel Gesindel in der Stadt.

Auf der Treppe grüßte er nun die Frau Kiesbeth, die auf derselben Etage wohnte, und er freute sich, wenn er Lotte begegnete, der Tochter der Kiesbeths. Deutschen Mädchen war der Kontakt zu Ostarbeitern verboten. Ihr Vater war Offizier. Aber Lotte Kiesbeth war ohne Scheu, sie war freundlich und sehr attraktiv. Wenn Rubinstein sagt, »aber ich habe gehabt keine Gedanken für die Liebe«, klingt es, als waren es vielleicht doch nicht die Gedanken, die ihn von Lotte fernhielten.

Eine ältere Dame wohnte noch im Haus, für die der junge Pole später gelegentlich Besorgungen machte. Sie staunte, was der Herr Turski alles herbeizaubern konnte für ihre paar Marken.

Alle im Haus mochten den kühnen Major. Die Alten hatten ihn schon als Knaben gekannt, immer stolz, viel wilder als sein Bruder. Die Werners wohnten schon lange in der Urbanstraße. Kurt Werner hatte sich um seine Mutter gekümmert und dann genauso rührend um seinen Vater, der die Mutter lange überlebte. Aus der Zeit, als er noch

bei den Burschen war, gab es Anekdoten. Irgend jemandem jedenfalls war diese frappierende Ähnlichkeit aufgefallen zwischen dem Major und dem jungen Ostarbeiter. Beide hatten diese Locken am Hinterkopf, dieses schlanke Gesicht, die Nase, man verstand sich ja auf das Studium der Physiognomie. So entstanden Gerüchte. Ein Verwandter vielleicht, ein illegitimer Sohn. Es war doch auffallend, daß der junge Pole so oft auf den Friedhof ging zum Grab der Werners, um dort Blumen zu pflanzen. Gerüchte, die Rubinstein nur recht sein konnten.

Turski war ein guter Aufpasser. Er saß oben im Treppenhaus, auf einer Leiter zum Oberlicht, wenn die Bomberverbände Berlin anfliegen.

Er hatte Sandberge auf das Dach geschafft, und eine ganze Badewanne voll Wasser. Er hatte eine Schaufel in der Hand, mit einem langen Stiel.

Manchmal fällt nachts ein Lichtschein von der Straße durch das Fenster an der Marienfigur vorbei durch den Korridor zum Chaiselongue in der kleinen Küche von St. Pauli. Dann schreckt Rubinstein auf. Im Haus gegenüber stehen Flammen in den Fenstern. Es reißt ihn hoch. Die Scheiben spiegeln das Feuer. Es ist Rubinsteins Haus in der Urbanstraße, das brennt. Und er steht auf dem Dach. Dieses Haus darf nicht brennen, es ist ein Versteck.

In seinen Träumen rennt Rubinstein immer wieder über das Dach. Dann birst Berlin, es kracht und splittert, Häuser zerreißen, einzelne Wände stehen, bizarr und wie Kulissen, hinter denen es hell lodert. Feuertornados fauchen durch die Straßen, gelbe Flammen schießen plötzlich aus dem Asphalt und glühen sich weiß. Ein heißer Wind droht ihn vom Dach zu fegen. »Nachts werde ich wahnsinnig. Der Krieg mir hat kaputtgemacht die Nerven.«

Brandbomben detonieren nicht. Sie brennen leise.

Auf diese tückischen Geschenke des Himmels wartet Rubinstein oben auf seinem Dach. Mal ist es ein Kanister, der vom Sternenhimmel fällt, mal ein dicker, kurzer Stab, der seine Phosphorflamme über das Teerdach spuckt. Rubinstein packt die Schaufel. Sand! Sand! Schnell! Schnell! Einmal, das brennende Getüm will sich nicht löschen lassen, da stößt er es zum Rand des Daches. Dann schiebt er die Schaufel unter den Bauch des Feuerkanisters und wirft ihn mit Schwung hinunter auf die Straße.

Und Sylvin Rubinstein tanzt. Er tanzt Flamenco auf dem Dach über Berlin. Und die Bomben krachen, und das Flakfeuer rattert, die Suchscheinwerfer werfen ihre Schnakenbeine in den Himmel. Nachbarhäuser werden zu Fackeln, gespenstische Helligkeit und glühend rote Punkte bis zum Horizont. Rubinstein tanzt, er tanzt gegen seine Furcht, und er tanzt seinen Triumph.

Es war ein Morgen im November, als Rubinsteins Berlin verbrannt war. Die Eimerketten waren ermüdet, die Gedächtniskirche, das Romanische Café, die ganze Tauentzien kohlte vor sich hin. Dann war auch die Scala nur noch Schutt, und Krempel und ein Fetzen Fahne lagen im Kehrlicht. Kollegen suchten zwischen verkohltem Glanz nach Kostümen.

Der morgendliche Weg nach Tempelhof, das Stempeln der Karte, brachte Regelmäßigkeit in das Leben des Ostarbeiters Turski. Sein »Meisterchen Ernst Richter« beschützte ihn. Aber er mußte auf der Hut sein vor dem Betriebsaufseher Kurt Wagner, der durch die Hallen ging, um Schrecken zu verbreiten. Der Ostarbeiter Turski lud schwere Ballen irgendwelchen Rohmaterials von einem LKW. Wagner kam vorbei, als ihm einer aus den Händen rutschte. Der Aufseher sprang dazu, schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, daß er aus Lippen und Nase blutete.

So war es Turski eine Erleichterung, wenn Ernst Richter ihn wieder in einer Malerkluft und mit einem Eimer zum Hackeschen Markt schickte, wo er andere traf in Malerkluft mit Eimer. Und Schuhen, die ganz bekleckert waren mit Farbe.

Der Berliner hatte vorsichtig zu sein vor Menschen wie Turski. Das verlangte der Führer. Überall in der Stadt klebten Plakate: »Psst! Feind hört mit.« Turski hörte mit, wo er konnte. Und was er erfuhr, gab er weiter, irgend jemand gab es wieder weiter und noch weiter, und Rubinstein ist sicher, am Ende landete alles in London.

Aber auch auf seinen deutschen Nachbarn hatte ein guter Nationalsozialist immer ein Auge zu werfen. Es war so einfach, am Radio ein wenig an der Frequenz zu drehen, dann sagte die Stimme im Lautsprecher: »Hier ist Gustav Siegfried I.«. So meldete sich der BBC mit seinem Programm für die deutschen Hörer. In Werners Wohnung lief immer der BBC.

Als er morgens noch schlaftrunken zum Halleschen Tor ging, weckte ihn ein Satz, in dicken Buchstaben an eine Wand gemalt.

»Gebe ein Bild von Hitler für ein Brot von Wittler.« Diese kleinen Lebenszeichen des anderen Deutschland in der Nachbarschaft der Urbanstraße 183 haben ihm immer Vergnügen bereitet, so daß er sich heute noch über die Parole an der Wand amüsiert. »Es war eine große Angst, überall. Die Leute haben gezittert vor ihren Verwandten.«

Die Hakenkreuzfahne hing an einem Haus, sie hing lang herunter, so daß Rubinstein nach ihr greifen konnte. Er sah sich um, es war niemand in der Nähe. Er sprang an die Flagge, sie riß ab. Noch immer war niemand den Bürgersteig entlanggekommen, auch auf der Straße war noch kein Verkehr. Rubinstein knüllte sie zu einem Bündel und rannte wieder ins Haus, hinauf in den vierten Stock, in die Wohnung. Dort legte er sie hin.

Abends, als er wieder nach Hause kam, hockte er sich auf das Tuch. »Da habe ich geschissen auf die Fahne.« Am nächsten Tag, sehr früh, rollte er die Fahne an der U-Bahn-Station am Halleschen Tor aus. Eine ganze Woche machte sie ihm, wenn er zur U-Bahn ging, große Freunde. »Niemand hat weggenommen die Scheiße.«

Es war ein schlimmer Winter für das Deutsche Reich. Kurt Werner hatte es schon in Krosno gesagt. Jetzt wußten es alle in Deutschland. Bei Stalingrad waren die deutschen Soldaten im Kessel gefallen, erfroren oder in dem endlosen Zug der geschlagenen 6. Armee in die russischen Gefangenenlager gezogen. Daß nur 6000 von 250 000 Männern zurückkommen würden, wußten die Deutschen damals nicht. Aber als drei Tage Landestrauer verordnet wurde, ahnten viele, daß es mit dem Siegen vorbei war. Und daß jetzt auch für das, was damals »Heimat« hieß, der »totale Krieg« beginnen würde.

Und es wurde ein schlimmer Sommer. Sirenen verkündeten das Nachtprogramm. Erst ein Voralarm. Dann hatten die geschäftigen Berliner noch eine, manchmal zwei oder drei S-Bahn-Stationen Zeit, zu einem der großen Bunker zu kommen, am Alexanderplatz, Humboldthain oder Zoo. Die deutschen Bunker waren das größte Bauprogramm der Geschichte, überall in der Stadt standen die riesigen Festungen aus Beton.

Die Menschen nahmen ihre Decken, die Flasche für das Baby, Faßbrause für die Kinder, sie griffen den Wein oder Schnaps und stiegen hinab in die Keller.

Im August waren die Bahnhöfe voller Kinder und Mütter. Ein Vier-

tel der Viermillionen-Stadt zog aufs Land. Die wehrfähigen Männer versuchten an den Fronten in Rußland und Afrika, das tausendjährige Reich zu halten. Oder auch nur zu überleben.

Mit jeder Bombennacht vergrößert sich jetzt die Bewegungsfreiheit des Ostarbeiters Turski. Überall in der Stadt trifft er Polen und Russinnen, Holländer und Französinen.

Sylvin Rubinstein ging zum Schneider in die Trautenaustraße. Der schaute von der Nähmaschine auf und erstarrte. Dann sprang er vom Stuhl, daß dieser nach hinten umkippte: »Ich hätte mit jedem gerechnet«, sagte der Schneider, »aber nicht mit dir.« Er war Tscheche. Zehn Jahre war es her, daß Rubinstein sich von ihm einen Anzug hatte machen lassen. Der Schneider begrüßte den Kunden von damals wie einen alten Freund. Rubinstein hatte guten Stoff besorgt.

Er trug keine Arbeiterkluft mehr, und auch keinen Aufnäher mehr mit dem P. Er kleidete sich wieder, wie er es immer geliebt hatte: Mantel, Hut und italienische Schuhe.

Turski besuchte Freunde des Majors, in deren Kreis Werner, der zwischendurch immer wieder nach Berlin gekommen war, ihn eingeführt hatte. Gelegentlich war er bei dem Maler Immanuel Meyer-Pyritz eingeladen, der sich ein wenig um Werners jungen Polen kümmerte. Der Maler war mit einer hochgewachsenen Frau verheiratet, dunkel und schön. Die Frau hatte Vertrauen zum Ostarbeiter Turski. Später, als die Russen in die Stadt drangen, brachte sie ihm eine Brosche. Rubinstein, der auch einen Blick für Geschmeide hat, erinnert sich noch an die Brillanten, in Platin gearbeitet. Es war ein sehr schön gearbeitetes Stück, geschmackvoll, wie es zu ihr paßte. Aber er sagte: »Bei mir ist die Brosche nicht sicher. Man kann mich jederzeit abholen. Ich gehöre zu einem Agentenring, und Kurt Werner ist der große Matador.«

Das hat auch die schöne dunkle Frau des Malers überrascht. Er hat ihr geraten, den Schmuck in einen dreckigen Feudel zu binden und ihn in die Ecke zu werfen. Einen stinkenden Lappen fasse niemand gern an. Im Warschauer Getto war viel Phantasie und Einfallsreichtum in die Suche nach Verstecken geflossen.

Es war Weihnachten, Rubinstein war noch nicht lange in Berlin. Weihnachten war in Deutschland das Fest der Familie. Kurt Werner war auf Urlaub in der Stadt.

Da hat der Major den Polen Turski mit zu seinem Bruder genom-

men. Bei den Werners war Weihnachten noch immer das Fest der Christenheit. Im Hause von Werners Bruder Fritz wurde gebetet und musiziert, und viel gesprochen über die Verantwortung vor Gott, vor dem alle Menschen gleich sind, und den Krieg. Der Jude Rubinstein konnte sich entspannen im Hause dieses Christen, der, wie Rubinstein sachkundig befand, mit seiner großen Nase so jüdisch aussah wie Jesus Christus selbst.

Christliches Erbarmen befiel alle beim Anblick der Gans. Der Baum war geschmückt, die Tafel festlich gedeckt. Es duftete aus dem Backofen. Auf Meißner Porzellan trug Anneliese Werner die gebratene Gans herein, und in ihrer Miene spiegelte sich die Bekümmernis Maria Magdalenas am Grabe Jesu.

Als Fritz Werner das Tier tranchierte, ahnten alle, daß der arme Vogel durch finstere Täler gewandert war. Kein Fleisch war an seinem Gerippe. Die Weihnachtsgesellschaft kaute auf trockner Haut.

Fritz Werner war Organist und Komponist geistlicher Musik, er war 1936 zum Kirchenmusikdirektor ernannt und ihm war für seine Werke der Mendelssohn-Preis verliehen worden. Er sprach wie sein Bruder französisch, war auf seinen Tourneen durch gallische Kirchen gefeiert worden und hatte alle großen Orgeln Frankreichs gespielt.

Fritz und Anneliese Werner lebten jetzt in Spandau, im Westen von Berlin. Spandau war eines der Nester der Bekennenden Kirche.

Die evangelische Kirche in Deutschland war gespalten, die nationalsozialistisch geprägten Deutschen Christen gaben den Ton an, schon 1933 hatte die Synode Berlin-Brandenburg die Übernahme der »Ariergesetze« durch die Kirche beschlossen. Dagegen stand der Pfarrernotbund der Bekennenden Kirche um den Dahlemer Pastor Martin Niemöller und den Spandauer Superintendenten Martin Albertz. Albertz wurde wie Niemöller 1934 als Pfarrer abgesetzt und immer wieder für lange Zeit eingesperrt. Auch der Pfarrer der Melancthonkirche am Urban, in der Nähe von Werners Wohnung, Bruno Tromm, gehörte zum Kreis der innerkirchlichen Opposition.

Dennoch hatte der umtriebige Major seinen Bruder nicht in alles eingeweiht. »Er weiß viel, aber er braucht nicht alles zu wissen«, hatte er Rubinstein auf der Fahrt nach Spandau zugeraut. Freunde erinnern sich, daß der berühmte Fritz Werner, der in der Nachkriegszeit das gesamte Bach-Werk auf Schallplatte einspielte, auch später im-

mer im Schatten seines Bruders Kurt stand, der allein durch seine Ausstrahlung jede Gesellschaft dominierte.

Eva Meister aber mußte damals mehr geahnt haben, oder auch gewußt. Sie war eine enge Vertraute des Majors. Sie kam auch in die Wohnung in der Urbanstraße. Auf Rubinstein wirkte sie sehr streng, vielleicht, weil sie ihr Haar zu einem Knoten band.

Sie war eine engagierte Christin, der die Bibel, wie sie drei Jahre nach dem Krieg in einem Brief an Werner schrieb, immer noch viel mehr gab als der Existentialismus Jean Paul Sartres. Aber sie war fasziniert von dem französischen Philosophen, der in einer Diskussion im Radio »in einem hinreißenden Französisch« ausgeführt hatte, daß er nicht zwischen den demokratischen Propheten rechts und den marxistischen Philosophen links als Loch in der Mitte sein wollte. Aber das war schon 1948.

Eva Meister arbeitete im Verkehrsministerium, als Rubinstein sie in Berlin kennenlernte. 1944 wurde ihr Teil des Ministeriums wegen der schweren Bombenangriffe nach Mecklenburg evakuiert. Sie war glücklich, aus der Stadt mit ihren Nazis und Denunzianten herauszusein. Zum Ende des Krieges sollte ihr noch der Prozeß gemacht werden, weil sie den Feindsender gehört hatte. Ein Kollege hatte sie angezeigt. Aber die Front rückte vor, die Russen kamen, und der Gerichtstermin fiel aus.

Auch die Opernsängerin Rotraut von Paumgarten, die in Krosno gastiert hatte, erkundigte sich im Herbst 1944 in einem Brief an den Major Kurt Werner über die Wohnung in der Urbanstraße und schloß mit dem Wunsch: »Gott schütze Sie, Ihre lieben, armen Freunde und den kranken Jungen in Berlin.«

An einem heißen Sommertag nahmen Freunde des Majors Turski mit zum Baden im Halensee. Geheuer war es ihm nicht, und er blieb am Strand zurück, als die anderen in die Seemitte ruderten und vom Boot ins Wasser sprangen. Er fürchtete den kleinen See mehr als Gestapo und Bomben, denn der Tänzer konnte eher fliegen als schwimmen.

Während um ihn herum Berlin in Ruinen zerfiel, erwachte im Ostarbeiter Turski wieder der Flaneur Rubinstein. Der Kurfürstendamm, über den er früher so oft gebummelt war, wurde ihm wieder zum Revier. Jetzt spazierte er durch Trümmer und Brandgerüche.

Er ging bei Erna vorbei. Sie arbeitete in einem Geschäft auf dem

Kurfürstendamm, nicht weit vom Marmor-Kino. Sie verkaufte getragene Kleidung. Gebrauchte Sachen waren gefragt, jetzt wo viele Berliner ausgebombt waren.

Rubinstein war zufällig in das Geschäft geraten, war mit der Hand über die Mäntel an der Kleiderstange gestrichen, hatte sich zwei, drei Jacketts auf den Tresen legen lassen. Es waren gute Stücke, Schurwolle. Manche waren beschädigt, andere sehr schmutzig, einige waren Lumpen. Rubinstein entdeckte polnische Etiketten. Er wühlte weiter durch die Mäntel und Mützen und fand Fäden, wo einmal Sterne angenäht waren.

Rubinstein hatte keine Illusionen mehr über das Schicksal der Juden. Aber jetzt lagen ihre Sachen hier in diesem Geschäft auf dem Kurfürstendamm.

Die junge Verkäuferin beobachtete ihn. Dann sagte sie: »Sehen Sie es sich ruhig an, das ist alles geraubt.« So hatte Rubinstein Erna kennengelernt. Ihm gefiel die Verkäuferin mit der forschen Art. Er ging häufiger in das Geschäft, wartete, bis sie Feierabend hatte. Er ging mit ihr spazieren. Sie ging mit ihm nach Hause, in die Wohnung in die Urbanstraße. Sie küßten sich, sie berührten sich. Sie waren dann häufiger zusammen. Liebe war es nicht, ein wenig Erotik im Krieg. In sinnlichen Momenten hat ihn ihre dominierende Art verstört.

Einmal ging Sylvin Rubinstein zusammen mit einer jungen Polin in das Geschäft am Kurfürstendamm. Sie war eine kecke Blonde aus jener Szene von Ostarbeitern, die sich jetzt enger im Untergrund zusammenschlossen. Sie brauchte Schuhe. Es gab schöne Schnürstiefel in dem Geschäft. Erna sagte wieder: »Es ist alles von Juden geraubt.« Die Polin erschrak. Sie wollte die Stiefel nicht nehmen.

»Trag die Schuhe«, sagte Sylvin, »sie gehen alle in den Tod. Wenn du sie trägst, trägst du die jüdische Seele weiter.« Sie hat die Schuhe angezogen, und sie paßten. Aber den Pelz wollte sie nicht, obwohl es ein schöner Pelz war, und der Mantel, der ihr gestanden hätte, war so schmutzig, daß sie ihn nicht anfassen mochte. Erna brachte ihr am nächsten Tag einen Mantel von zu Hause mit. Er stand der blonden Polin gut. Es war ein elegantes Stück, und es hatte Wirkung. Das muß schon 1944 gewesen sein, denn sie hatten gerade das Geschäft verlassen, als die Sirenen jetzt schon am Tage ihren Fliegeralarm heulten. Dann kamen die Amerikaner über die Stadt.

Sie rennen über den Kurfürstendamm. Da steht ein SS-Mann auf

der Mitte der Straße, er mustert sie, schreitet entschlossen auf Rubinstein und die Polin zu, baut sich auf und sagt: »Bitte, ein Autogramm.« Die Polin steht wie gelähmt. Rubinstein flüstert ihr zu: »Er glaubt, du bist die Rökk.« Da streckt der SS-Mann ihnen schon ein kleines Notizbuch entgegen. Rubinstein schnappt den Block und krakelt in wilder Klaue »Johannes Heesters«. Dann reicht er ihr den Block und sagt: »Marika, komm schreib!« Endlich begreift sie und krickelt: »Marika«. Der Ostarbeiter Turski, der in der eleganten Schale eines Operettenstars durch Berlin läuft, ist schon häufiger mit Johannes Heesters verwechselt worden, den jeder von der Leinwand kannte.

Rubinstein mochte Heesters. »Aber ich habe gehaßt die Rökk lebendig«, sagt Rubinstein. Er hatte sie im Kino gesehen, vielleicht war es einer der Filme gewesen, in die er zusammen mit Kurt Werner gegangen war. »Pirouetten, Pirouetten«, schimpft Rubinstein, »ja, aber sie konnte nicht tanzen.« Dann flucht er auf ungarisch. Er sagt: »Kurva pitscha«. Und das sollte man besser nicht übersetzen. Die meisten der Revuefilme hat Rubinstein viel später einmal im Fernsehen gesehen. Er wurde wütend über die, die Bühnen erobert hatten, als viele der Stars, die er gekannt hatte, gehen mußten. Martha Eggert war gegangen, Jan Kiepura, Richard Tauber. Rubinstein glaubt, Göring habe Kiepura noch selbst an die Grenze gefahren, so sehr habe der Nazi den polnischen Sänger verehrt. Die Comedian Harmonists waren auseinandergerissen, die Weintraub-Syncopaters verschwunden. Chanel, der einmal die großen Revuen inszeniert hatte, war schon früh nach London gegangen. Und Renate Müller aus »Viktor und Viktoria«? Sie hatte sich das Leben genommen, weil sie allein war. Ihre große Liebe war ein Jude gewesen, der gegangen war. »Und wo ist geblieben die Clara Tabori? Sie hat gesungen die ›Maske in Blau‹.« Der Tänzer Sylvin Rubinstein aber war jetzt Teil einer ganz anderen, gefährlichen Inszenierung, nur eine Figur in einem Spiel, von dem er glaubte, daß Werner heimlich Regie führte.

Da ist diese Szene, die Rubinstein immer wieder in den Kopf kommt. Am Kurfürstendamm, Ecke Joachimstaler Straße war ein Pelzgeschäft. Rubinstein besaß einen Bezugsschein. Es war eine Fälschung.

Rubinstein geht hinein und fragte nach einem Pelz. »Für Rußland«, sagte er, »Größe 54.«

Ein Offizier der Wehrmacht ist im Laden. Er läßt sich Pelze zeigen. Jetzt steht er neben ihm: »Welche Größe haben Sie verlangt?«
»Größe 54«, bestätigt Rubinstein.

Der Offizier scheint nicht das Rechte gefunden zu haben, verabschiedet sich und geht aus dem Laden. Als Rubinstein das Geschäft mit dem Pelz verläßt, wartet der fremde Offizier auf der Straße. Er flüstert Rubinstein zu: »Ich gehe nach rechts, sie nach links. Wir treffen uns am Savignyplatz.«

Am Savignyplatz ist er mit dem Offizier in denselben S-Bahnwagen gestiegen. Der Offizier ist nach Grunewald gefahren. Dort ist er ausgestiegen, und Rubinstein ist ihm gefolgt. Von dort noch ein Spazierweg zu einer großen Villa. Es haben Kiefern auf dem Grundstück gestanden, erinnert sich Rubinstein, die Villa hatte eine Treppe zum Hochparterre, drei große Fenster vorn. Das Dach, meint Rubinstein, war in französischer Art gebaut. Sie gingen hinein. Es war eine riesige Treppe dort, mit Teppich ausgelegt. Es befanden sich noch andere Wehrmachtssoldaten in dem Haus, alle erschienen ihm schon etwas älter. Der Offizier, der ihn begleitet hatte, stellte Rubinstein dem Hausherrn vor: »Der fleißige Junge ist da.«

Der »Junge«, so hatte Werner ihn genannt. Als Werner wieder gefahren war, hatte er gesagt: »Jetzt gebe ich dich aus den Vaterhänden in Väterhände.«

Es sind Erinnerungsbrocken, die durcheinanderliegen wie Scherben. Sie wollen sich nur schwer in ein Mosaikbild fügen.

Rubinstein glaubt heute, die Offiziere hätten zum Umfeld der Verschwörer des 20. Juli gehört. Genauer es darüber hat er nie erfahren. Auch später nicht.

Auf einem Foto erkennt Rubinstein den General von Viebahn wieder. Aber den habe er nur einmal in Berlin gesehen. Der Offizier habe ihn gefragt, ob er etwas brauche, Geld oder sonst irgend etwas. Viebahn war kein Verschwörer des 20. Juli. Seine Tochter Sabine von Viebahn aber muß gegen das Weinen ankämpfen, wenn sie an die Bestürzung nach dem gescheiterten Attentat denkt. »Es waren doch viele Freunde meines Vaters.« Damals war es furchtbar für sie, daß ihr Vater, der General, unter Hausarrest stand. Vor der Tür waren Wachen postiert, mit Gewehren.

Die Soldaten, mit denen Rubinstein jetzt Kontakt hatte, hatten eine Dienststelle in dem großen Bunker am Zoo. Der Bunker war eine

Festung, ein riesiger Quader aus Beton, die Ecken durch Türme abgerundet. Ein Bauwerk, der einstürzenden Welt drum herum trotzend. Ein gespenstisches Monster bei Alarm. Dann gingen die Tore weit auf, und die Menschen stürmten hinein. Militärfahrzeuge folgten. Dann schlossen sich die großen Schiebetüren. Alle rannten, und es war Gedränge in den Räumen und auf den Treppen. Jeder wollte in den unteren Etagen der Festung bleiben. Viele Meter dick war der Beton. Aber auf was konnten die Menschen noch vertrauen?

Rubinstein denkt gerne an die Offiziere. »So herzensdeutsche, liebe Kerle. Ich dachte, ich bin in einem anderen Land. Das ist doch nicht Deutschland. Offene Augen, strahlende Augen.« Sie hatten zu ihm gesagt: »Herzlich willkommen.«

Manchmal sagt er: »Schade, daß lebt keiner von denen. Sie könnten erzählen.«

Es muß schon auf das Ende des tausendjährigen Reiches zugegangen sein. Denn Rubinstein brachte den Offizieren bereits ein paar Brocken Russisch bei.

»Sie müssen sagen: Gospodin. Und dann müssen Sie die Russen ansehen. Nicht Towarischtsch. Das heißt Genosse. Dann denken die Russen gleich, daß Sie sind ein Nazi. Sagen Sie: Dobroje utro, gospodin, prisashiwaitjec, poshaluista, guten Morgen, mein Herr, bitte nehmen Sie Platz.« Dann übte Rubinstein mit ihnen die Aussprache. »Wenn Sie das richtig aussprechen, wissen die Soldaten, daß Sie sind ein kluger Mann.«

Sie hatten ihm mehr zu verdanken als ein paar Sätze Russisch.

Rubinstein sitzt bei ihnen im Bunker. Da hört er diesen energischen Gang auf hohen Absätzen. Die Bunkerzelle füllt sich mit Parfüm. Er dreht sich um. Sie muß ihn auch sofort erkannt haben, obwohl er mit dem Rücken zu ihr gesessen hat. Sie ist erstaunt. Rubinstein gibt dem Offizier, der vor ihm sitzt, ein Zeichen.

Die Dame fährt Rubinstein schon an: »Was machen Sie denn hier?«

Da hat der Offizier sein Zeichen schon verstanden, steht auf und nimmt Rubinstein an die Seite.

Rubinstein kannte die junge Frau. Sie war Griechin, er erinnert sich, »schön wie eine Puppe«.

Sie war im Franziskuskrankenhaus gewesen, sie war in sein Zimmer gekommen. Er weiß nicht mehr, wer sie gebracht hatte, viel-

leicht Schwester Vincenza, »ich hatte das Gefühl, sie wollte schnupern«.

Sie hat ihn wieder besucht, »becirct«, sagt Rubinstein, und dann hat sie ihn überredet zu einem Spaziergang, irgendwo im Grünen. Er blieb mißtrauisch. Warum umgarnte die schöne Griechin den Ostarbeiter Turski?

Sie sind in die S-Bahn gestiegen, die Strecke nach Wannsee raus. Da setzte sich ihm ein Deutscher gegenüber. Dessen Augen wanderten immer wieder zu der Griechin. Natürlich, sie war wie eine Puppe.

Es war ein schöner Tag. Die Flieger würden nicht schon vormittags kommen. Am Fenster zogen nur noch Bäume vorbei.

Aber diese Blicke, die der Herr und die Puppe tauschten. Irgend etwas daran verriet ihm, daß sie sich kennen mußten. Irgend etwas warnte ihn. Er hatte sich die ganze Zeit unsicher bei ihr gefühlt, nervös. Becirct eben.

Der Fremde stieß wie zufällig gegen Rubinsteins Knie. Er sagte »Entschuldigen Sie bitte« und versuchte mit der Floskel ein Gespräch zu beginnen.

»Entschuldigen Sie bitte«, unterbrach ihn Rubinstein, »aber mir es nicht gestatten, mit Deutschen mich zu unterhalten. Ich bin Ostarbeiter.«

Rubinstein wollte raus aus diesem Wagen, der ihm jetzt wie eine Falle erschien. Aber es war doch nur ein einzelner Mann. Sollte er sich davor fürchten? »Du alte Hure«, so drückt Rubinstein heute seine Gedanken von damals aus, »Judenblut willst du lecken? Eher mußt du sterben.« Denn das war, als er schon eine Waffe bei sich trug.

Die S-Bahn hielt. Nikolassee. Rubinstein sprang auf. »Oh, wir müssen raus!« Seine Begleiterin war völlig überrascht. Da stand Rubinstein schon auf dem Bahnsteig. Auch die Puppe setzte ihren Fuß aus dem Wagen. Rubinstein sah im Augenwinkel, daß auch der Herr ausstieg.

»Ich muß zurück«, sagte Rubinstein, »ich habe Schmerzen. Es ist der Magen. Du weißt, ich habe Magenkrebs.« Die Puppe redete auf ihn ein. Der Fremde stand jetzt am Ende des Bahnsteigs, er schien zu warten.

»Außerdem, es wird bald Mittagessen geben im Krankenhaus.«

Noch während er es sagte, wußte er, daß es eine dumme Ausrede war. Sie hatte ihn längst durchschaut.

Die S-Bahn aus der Gegenrichtung kam. Der Fremde ist nicht mit zurückgefahren. Vielleicht war es sein Glück. Auf der Rückfahrt haben der Pole und die Puppe geschwiegen. Sie war wütend und hat ihm nur noch eine baldige Genesung gewünscht. Denn er wollte keine neue Verabredung mit ihr treffen.

Eigentlich hatte er nichts gegen sie vorzubringen als seinen Argwohn. Und der fremde Herr? Vielleicht hatte Rubinstein nur Gespenster gesehen. Die Griechin hat ihn wieder besucht. Er ist vorsichtig geblieben und magenkrank.

Jetzt stand diese Puppe in ihrer Parfümwolke im Bunker. Ihr Auftritt hier bei den Soldaten alarmierte ihn. Und er flüsterte dem Offizier, der ihn beiseite genommen hatte, zu: »Sie ist eine Agentin. Arbeitet für Hitler.«

Der Offizier ging hinüber zu einem jüngeren Kameraden, der bat die Dame in einen Nebenraum.

»Sie haben bei ihr gefunden drei Pässe«, versichert Rubinstein, »da war sie eine Agentin.« Was mit ihr geschehen ist, weiß Rubinstein nicht. Er hat sie nie mehr gesehen.

Immer wieder sind es Offiziere, an die sich Rubinstein erinnert. Einen von Werners Kameraden sollte er auf dem Bahnhof Friedrichstraße erwarten, er kam aus Rußland zurück. Rubinstein sollte ihn einquartieren.

Der Zwangsarbeiter und der Soldat haben gerade den Bahnhof verlassen, sie sind erst ein paar Schritte gegangen, da ist Alarm. Gleich in der Nähe, neben dem Wintergarten, ist ein großes Hotel. Rubinstein kennt das Hotel. Der Ton der Sirenen schaltet schon um. Gleich werden die Flugzeuge über ihnen sein. Rubinstein übernimmt das Kommando. Wie der Krieg in Berlin aussieht, wissen Zivilisten besser als Militärs.

Sie rennen in das Hotel, ein Pikkolo weist schon den Weg zum Keller. Die Uniform des Offiziers ist auch für den Ostarbeiter Turski die Eintrittskarte in die erste Klasse des Luftschutzes. Es ist ein famoser Tiefkeller, bombenfest, mit einer Gasschleuse am Eingang.

Aber auch in der VIP-Lounge wird gedrängelt. Die Menschen, Geschäftsleute, Prominente des Reiches, Damen auf der Suche nach ein wenig Lebensglück, Parteibonzen beben unter meterdickem Be-